

Ph. Pr.

1220

Ph. Pr. 1220

Verhältnisse

Königl. Regierung von Mittelfranken.		
~~SB~~	<u>V</u>	Phs.
RB	2	137
		Summ.

<36635769430011

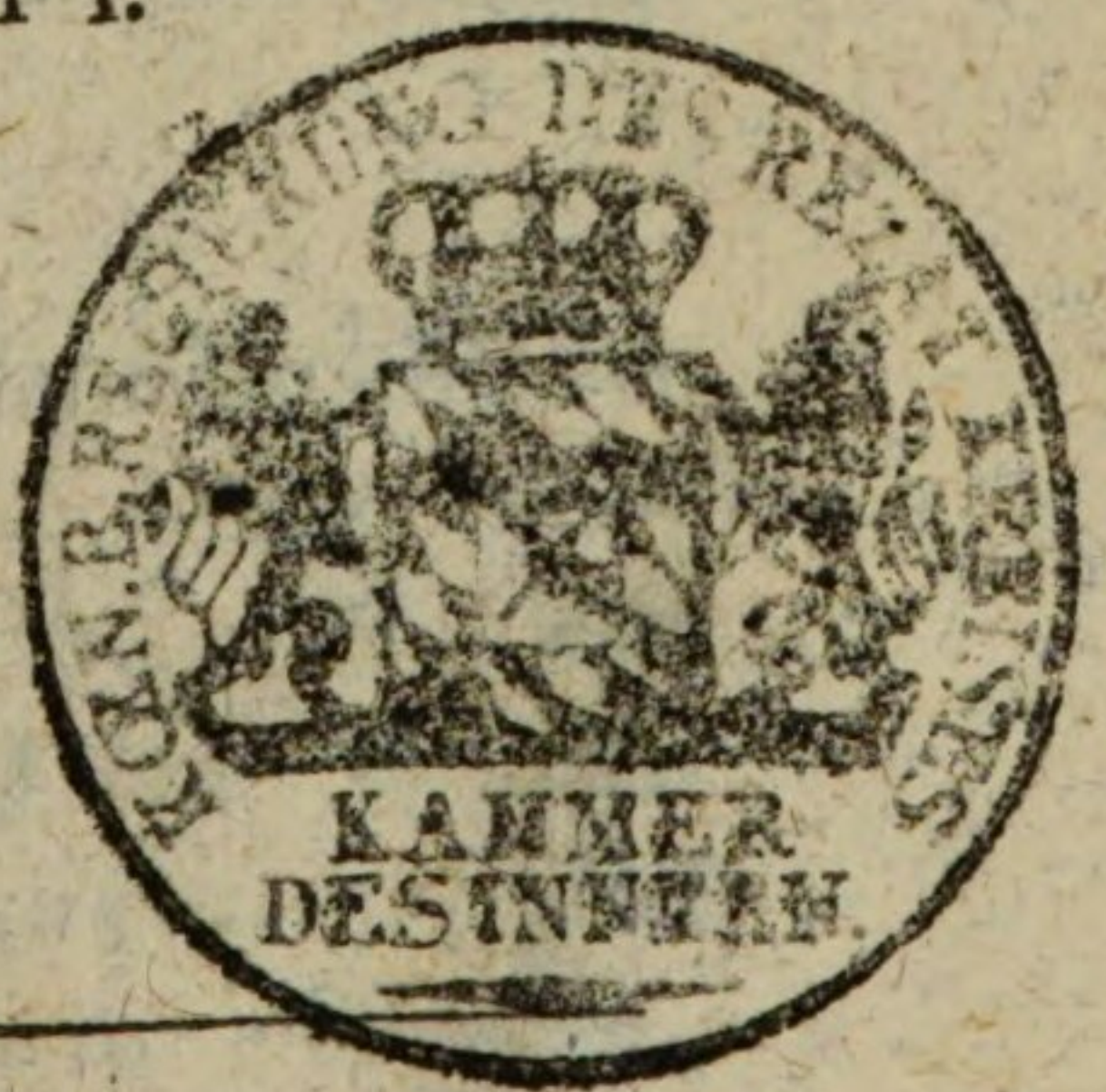
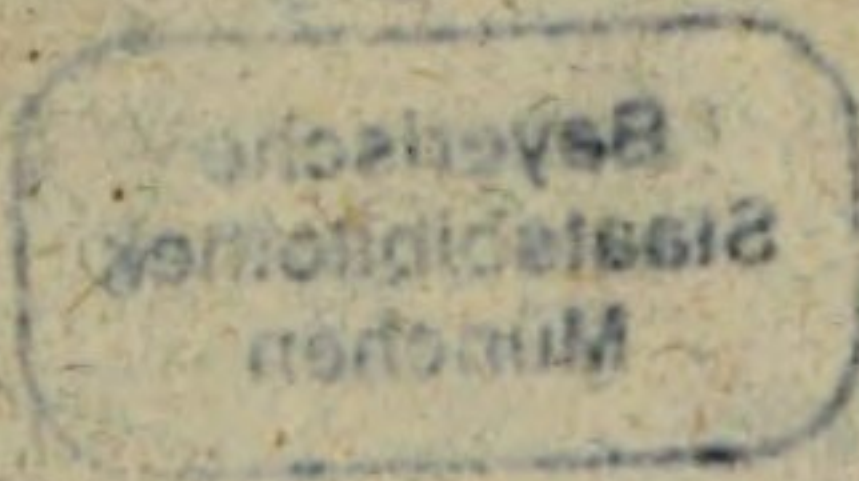
<36635769430011

Bayer. Staatsbibliothek

S

Ueber
die moralischen
Verhältnisse
des
Menschen.

Erster Theil.



München, 1811,
bey Joseph Zängl, bürgerl. Stadtbuchdrucker.

**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

Einleitung.

Es ist wohl nie über die moralische Verhältnisse der Menschen so viel geschrieben worden, als in dem halben Jahrhunderte, in welches die französische Revolution fiel. Wer auch nur oberflächlich die Schriften der berühmten englischen und französischen Schriftsteller durchblättert hatte, und ein paar gesunde Finger hatte, der glaubte, er sey beruffen der Lehrer und der Gesetzgeber der Nationen zu werden, und seine unzusammhängende Träume über Constitutionen seyen Universalmittel den Wehen der französischen Nation abzuhelpen. Es ist auffallend, dass unter so vielen Schriftstellern auch nicht einer war, der die Quellen dieser Wehen vollkommen kannte, und die Klippen gesehen hätte, an welchen alle Constitutionen scheitern mussten.

Hätten die Erschütterungen Frankreichs der Menschheit nicht so tieffe, noch lange nicht vernarbte Wunden geschlagen, so gäbe das aufmerksame Studium des Ganges der Revolution ein wahrhaft comisches Schauspiel, und man kann sich nicht des Lachens enthalten, wenn man sieht, mit wie vieler Unbesonnenheit, unsere Weisen, die sich an die Spitze gestellt

stellt hatten, einen Punkt des Gleichgewichts suchten, und nirgends fanden. Wahrhaft possierlich ist aber nunmehr der Kampf unserer Philosophen, welche nach überstandenen Gefahren einander die Schuld aller der Gräuel zuschieben, die bey dieser ungeheuren Staats-Umwälzung begangen wurden. An der Spitze der strengen Richter der französischen Philosophen steht la Harpe, der selbst unter ihnen, einer der ausgezeichnetesten war, aber apostasirte, die Freygeisterey abschwor, und ein der eifrigsten Gegner seiner vormaligen Collegen wurde.

La Harpe war ein blosser Litterator, ein guter Kritiker, aber weiter nichts. Darauf beschränkte sich auch, was man in Frankreich Gelehrsamkeit nannte, beynah ganz. Zum Beweise wird es hinreichen anzuführen, daß beym Ausbruche der Revolution Montesquieus Werke, und die englische Constitution für das non plus ultra menschlicher Weisheit galten. Man kann also mit Wahrheit behaupten, daß des allgemeinen Mißvergnügens über die alte Constitution ungeachtet, die Nation für eine Staats-Umwälzung ganz unvorbereitet war, so daß auch nicht ein Baumeister zu finden war, der die Trümmer derselben zu sammeln, und zu ordnen im Stande gewesen wäre.

Allein so wahr und einleuchtend es ist, daß die französischen Schöngeister zu Solonen
ganz

ganz und gar nicht geeignet waren, eben so gewiß ist es, daß sie an der französischen Revolution nicht schuld sind, und ihre Schriften nicht die Funken waren, welche diesen grossen Brand anzündeten. Der Gänsekiel ist kein Hebel, der je irgend einen Staat erschüttert und umgewälzt hätte; wäre er eine solche Potenz, so müßte er dort am meisten wirken, wo er den freyesten Spielraum hat, und dort bewirkt er geradezu nichts, wie in England. Allein, wenn auch der Gänsekiel manchmal eine sehr gefährliche Waffe seyn kann, so ist er es dann am wenigsten, wenn er philosophische und belletristische Werklein skribuliret, denn diese werden von einer äusserst geringen Menge Menschen gelesen; die Zunge der Prediger ist tausendmale einwirkender, als die beste Feder des Stubengelehrten und Philosophen.

Gut! Aber rühmen sie sich nicht selbst...? Man erinnere sich der Fliege, die sich auf einen Wagen setzte, und sich einbildete sie verursache die Staubwolke, die sie umgab. Wie! Haben sie nicht das festeste Band der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, indem sie die Religion lächerlich machten? — Es steht nicht in der Macht eines Schriftstellers, irgend etwas lächerlich zu machen, was der Nation ehrwürdig ist. Wenn er es wagte, so würde er gesteiniget werden, und keine Proselyten machen. Die Sittenlosigkeit der höheren Geistlichkeit machte die Religion verächtlich, indem
sie

sie offenbar an Tag legte, dass in ihren Augen die Religion nur ein Maulkorb für das gemeine Volk sey. Sie sprach so laut: *Che bella favola, che quella di Christo*, dass man sich zuletzt schämte eine Fabel zu glauben, über die sogar die spöttelten, deren Pflicht es war, sie als Glaubenswahrheiten zu lehren. Wären die Geistlichen das geblieben, was sie ihrer Bestimmung nach seyn sollten; hätten sie doch nur wenigstens die Tugenden geheuchlet, die ihr Stand von ihnen fodert, so hätten unsere Gelehrte Bibliotheken schreiben können, sie würden nichts gerichtet haben.

Die Eitelkeit der Gelehrten, und ihrer Nachbeter, die blinde Rachgier derjenigen, welche die Opfer der Revolution wurden, und freylich nicht gerne eingestehen, dass sie selbst die Grube gruben, in welche sie fielen, wird vielleicht einstimmig als ein Paradox die Wahrheit verwerfen, dass die gelehrte Zunft auf die grossen National - Gährungen nicht einwirkte. Dass sie sich der grossen Explosion freueten, welche die Geistlichkeit und den Adelstand stürzte, dass sie der Geburts - Aristokratie eine Schulfuchs - Aristokratie zu substituiren suchten, etc. etc. mag nicht in Abrede gestellt werden; aber den Brand selbst verursachten sie nicht, und selbst während der Revolution war ihr Glanz nur ephemer. Man erkannte bald, dass sie grosse Prahler und schlechte Zahler waren, und dass um das Staats - Schiff im Stur-

me

me zu regieren mehr erfordert werde, als artige Reime zu schmieden, und zierliche Perioden zu drechslen. Die rohen unwissenden Sansculottes rissen ihnen das Ruder aus den Händen, und retteten Frankreich durch eine freylich schmerzliche und barbarische Operation; allein wären Robespierre und Consorten keine Bluthunde gewesen, so wäre Frankreich dem Schiksaale Pohls gewiss nicht entgangen, denn die honêtes gens und die Schönschreiber und Redner steuerten das Schiff so rasch auf die Felsen, daß der Schiffbruch unvermeidlich war.

Um sich zu überzeugen wie unbedeutend der Einfluss der Gelehrten auf die Nation gewesen sey; erwäge man

- 1) daß die Zahl der Lesenden, auf welche die Schriftsteller wirken konnten, in Frankreich weit geringer als in Deutschland ist, und ganz gewiss nicht den hundertsten Theil der Nation beträgt.
- 2) Dieselbe Waffe, mit welcher die Schriftsteller gegen die Geistlichkeit kämpften, stund auch ihren Gegnern zu Gebote.
- 3) Hatten diese an der Kanzel und dem Beichtstuhle weit überwiegende Mittel auf die Nation zu wirken.

- 4) Endlich hatten sie ihre Collegial-Verfassung, und den Schuz des Staates voraus.

Erzählte man uns, dass ein geharnischter Riese, von einem Kinde mit einer Rassel todtgeschlagen worden sey, so wäre wohl kein Mensch so leichtgläubig, dass er sich ein solches Märchen für Wahrheit aufheften liesse. Die Disproportion zwischen einem halben Duzend Gelehrten, und der Macht der Geistlichkeit ist noch weit grösser. Das Sündenmaass war voll, die Galle der Gelehrten war höchstens der Tropfe, der das Ueberfließen bestimmte. Wenn ein Gebäude so alt und baufällig ist, dass es zuletzt einfällt, so würde es dennoch nicht zusammenstürzen, wenn nicht irgend ein Stein zuerst fiele; allein dieser zuerst fallende Stein ist nicht an dem Einsturze des Hauses schuld.

Herr la Harpe gehörte, wie er selbst sagt, zu den Aufklärern, und eigentlichen Brandlegern der französischen Revolution. Allein hier ist wohl der Fall, wo, wie bey Hexenprozessen, der kluge Richter den bekennenden Verbrecher seines Bekenntnisses ungeachtet absolviren muss. Nach seiner Bekehrung machte er sich zur wesentlichsten Pflicht die Grundsätze seiner vormaligen Collegen zu widerlegen. Nun sollte man glauben, er werde sie tadlen, dass sie aus dem Archive der Natur die Magna Charta der menschlichen Freyheit und Gleichheit gestoh-

stohlen und kund gemacht hätten. Nichts weniger. Er erkläret ihre Schriften für Nonsens für ein unverständliches Kauderwelsch, für Thorhäusler - Geschwätz. Er führt an, daß Liderot, wie unsere Transzendental - Philosophen, meistens selbst nicht verstund, was er schrieb, und einem jungen Menschen, der sich rühmte, seine Schriften zu verstehen, antwortete: *Vous avez donc bien de l'esprit, car je vous avoue que je ne les entens pas.* Also ist wohl die Unschuld der Philosophen durch die Anklage des Herrn la Harpe selbst offenbar erwiesen, denn mit so schlechten Brand - Materialien kann man keinen gefährlichen Brand anlegen.

Als litterarischen Kritiker wird jeder Herrn la Harpe Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber daß er von Logik, Philosophie und Staatsrechte gar nichts verstund, ist aus seiner Abhandlung über die Philosophie des 18ten Jahrhunderts offenbar. Selbst seine Bekehrung wird aus der Art, wie er seine Gegner widerlegt, verdächtig, und führt auf die Muthmassung, daß er oft gegen seine Ueberzeugung schrieb.

Der Verfasser hatte sich vorgenommen aus dieser Abhandlung die wichtigsten Stellen auszuheben, um die Leser mit dem ganz unphilosophischen Gange der Laharpischen Ideen und der Logik der neuen Geoffroyischen Schule bekannt zu machen. Allein diese undankbare Unter-

ternehmung ekelte ihn bald an, und würde dem Leser Langeweile gemacht haben; der Verfasser hätte die Stellen, welche la Harpe aushebt, und widerlegt, in ihrem Zusammenhange unverfälscht darstellen, und dann die Laharpische Widerlegung prüfen müssen; und da diese Widerlegung äusserst wortreich, und sachenleer ist, so wäre die Widerlegung der Widerlegung ein Buch geworden. Der deutsche Leser wird meines Dafürhaltens mit dem Geiste des Laharpischen Machwerks aus folgender Stelle sattsam bekannt werden.

Diderot hatte geschrieben: *Une demonstration me frappe plus, que cinquante faits. Es ist in der ganzen Philosophie kein Saz wahrer und einleuchtender als dieser. Ein strenger Beweis giebt eine Gewissheit, welche sogar die Möglichkeit irgend eines Zweifels ausschließt. Die Gewissheit, welche aus That-sachen entspringt, schliesst die Möglichkeit einer Täuschung der Sinne nicht aus. Dieses läugnet nun Laharpe. Peu lui importe, sagt er, que le bonsens lui (à Diderot) crie, votre proposition est insignifiante; car les faits sont aussi une Demonstration, et aussi forte qu'il soit possible, dès que les faits sont certains. Ou il faut admettre cet Axiome, fondement de toute philosophie, on affirmer avec les Pyrhoniens, qu'il ny'a pas de faits certains. Da sehen wir also einen sogenannten Philosophen, der nicht einmal*

mal den Unterschied zwischen einem metaphysischen Beweise (Demonstration) und einem moralischen Beweise (preuve de fait) kennt. Wenn die Verfechter des Glaubens sammt und sonders eben so schlechte Logiker wären, als Herr la Harpe, so stünde er auf sehr schwachen Füßen.

La Harpe versichert uns, dass seine im Lycäum zu Paris vorgetragenen Diatriben gegen die Philosophen, seine vormaligen Collegen, von den Zuhörern mit dem grössten Beyfalle aufgenommen wurden. Allein er sagt uns nicht, zu welcher Menschenklasse sein Auditorium gehörete. Wahrscheinlicher Weise bestand es aus Menschen, die in der Revolution reich geworden waren, und die nunmehr ihren ungerechten Mammon durch den Schutz geistlicher und weltlicher Geseze zu sichern suchten. Man fodert keine strenge Beweise der Sätze, die unser Interesse begünstigen. Auch wäre es nicht das erstemal, wo in Paris handgreiflicher Nonsense beklatscht worden wäre.

Allein was vermögte den Herrn la Harpe seine Irrthümer abzuschwören, sich als den Paulus des 19ten Jahrhunderts darzustellen, und mit der Frau von Genlis gegen die argen Philosophen gemeinschaftliche Sache zu machen? Ueberzeugung!!! Kannte er denn vormals die Gründe nicht, die er in seiner Diatribe vortrügt? da muss er wahrlich ein
er-

erbärmlicher Philosoph gewesen seyn. Wäre er von ganzen Herzen ein wahrer Christ geworden, so würde er sich pflichtmässig gehütet haben seine Gegner zu verläumdern, und ihnen Sätze aufzuheften, an die sie auch nicht im Traume gedacht haben. Wenn haben selbst die rohen Jakobiner behauptet, daß in der bürgerlichen Gesellschaft Eltern und Kinder, Männer und Weiber, Magistrate, und Bürger dieselben Rechte und Befugnisse haben? Wo hat Rousseau solchen Unsinn gelehrt? Wer kann in Abrede stellen, daß die vormaligen Finanz- und Handlungsgeseze Frankreichs die Quelle von unzähligen Verbrechen und Gräueln gewesen seyen? Wie kann ein vernünftiger Mensch, wie kann ein Christ sie in Schutz nehmen?

Was war es dann das la Harpe zum Kreuze zu kriechen bewog? Sehr wahrscheinlicher Weise nichts als die durch getäuschte Hoffnung gekränkte Eitelkeit. Als der Adel und die Geistlichkeit fielen, und den Thron nach sich zogen, so betrachteten sich la Harpe und Consorten als die Optimaten der Nation, und die nothwendigen Erben der Emigrirten. Allein es kam ganz anders, als sie vermutheten. Nicht einer von diesen Herrn erhielt sich am Ruder. Nun waren sie schlimmer daran als vormals, denn sie hatten ihre Besoldungen und Pensionen verloren, die sie unter der königlichen Regierung genossen hatten, und ihre Hoffnung eine Schulfuchs-Aristokratie zu gründen verschwand wie
ein

ein Traum. Sie wünschten die alte Ordnung der Dinge wieder zurück, und giengen also in den Schaafstall der Kirche zurück, weil die leer gewordenen Palläste, in deren Besize sie sich geträumt hatten, von anderen besezt waren, die freylich keine schönen Verse machten, und artige Romane schrieben, aber durch ihre bluttriefende Energie, und heldenmässige Tapferkeit Frankreich vom Abgrunde retteten.

In jener besseren Welt, wird er, da die philosophische Eitelkeit seine Augen nicht mehr benebelt, erkennen, daß er und seine Consorten lange keine so grossen Sünder gewesen seyen, als er vermuthete, und daß die Staaten vom Deraisoniren eines halben Duzend Stubengelehrten nicht wie die Mauern der Stadt Jericho vom Trompeten - Klange umfallen. Allein er hätte schon auf dieser Welt zu diesem Erkenntnisse gelangen können, wenn er die Geschichte der Griechen und Römer fleissiger studirt hätte. Er würde sich überzeugt haben, daß die Sophisten und Philosophen nie an den grossen Gährungen der Völkerschaften schuld gewesen seyen, sondern immer und von jeher die Sansculottes das gefährliche Ferment der Staaten waren. Es ist also das Fundamental - Prinzip ächter Staatsklugheit dafür zu sorgen, daß jeder Bürger ein paar gute Hosen habe. Von allen unseren Gesetzgebern war aber Moses der einzige, der diese Wahrheit anerkannte, und zweckmässige Maasregeln nahm, um die gänzliche Ver-

armung eines grossen Theiles der Staatsbürger zu verhüten.

Doch missverstehe man den Verfasser nicht. Es ist hier nur die Rede von der unmittelbaren Einwirkung irgend einer philosophischen Zunft auf die Masse der Nation; allein nicht unbedeutend ist der Einfluss philosophischer Sekten auf die Regierenden; und dieser Einfluss hat selten gefrommet, oft ungeheuren Schaden angerichtet. Davon wird in der Folge gehandelt werden, und der Verfasser wird sich bemühen zu zeigen, wie unpolitisch die Begünstigung irgend einer philosophischen Zunft sey.

Der Verfasser wünscht, dass diese Blätter etwas zum Wohle der Menschheit beytragen mögen; er schmeichelt sich nicht wie la Harpe, dass sein Gänsekiel eine magische Potenz sey, welche auf das Schicksal der Nationen einwirken kann; aber vielleicht finden die Mächtigen der Erde in denselben einige Bemerkungen, die ihre Aufmerksamkeit verdienen.

Fr. v. Spaun.

Allgemeine Vorbegriffe.

§. 1.

Der Mensch hat Bewußtseyn; das ist: er weiß, daß er sey. Zweifelt auch ein Szeptiker an der Wirklichkeit aller übrigen Wesen, so kann er doch nicht an seiner Existenz zweifeln; dann, da er zugiebt, daß ihm Dinge erscheinen, so muß er auch zugeben, daß etwas sey, dem diese Dinge erscheinen,

§. 2. Wie kommen wir zu diesem Wissen, zu dieser Gewißheit unserer Existenz? Ist dieses Wissen eine Handlung oder eine Empfindung? Ist es eine Handlung, die wir auch unterlassen konnten? Davon wissen wir rein nichts. Wir wissen nicht, wenn dieses Bewußtseyn anfängt, wie es anfängt; wie und warum es im Schlafe gleichsam ruht, ob es nach dem Tode fürdauert. etc;

§. 3. Einiges Licht geben uns dennoch Beobachtungen und Erfahrungen. Wir erkennen, daß die Fürdauer dieses Bewußtseyns vom Gedächtnisse abhängt. Hätten wir kein Gedächtniß, so wäre unser Bewußtseyn nur augenblicklich;

lich; und wir hätten keine Vorstellung einer dem gegenwärtigen Augenblicke vorgehenden Existenz.

§. 4. Niemand erinnert sich seiner Empfindungen bey der Geburt, im Leibe seiner Mutter, und in den ersten Monaten seiner Kindheit; dennoch hat gewifs das neugeborne Kind Bewußtseyn; erst nach und nach bildet oder entwickelt sich das Gedächtniß, und in dem Maasse als sich dasselbe stärket, lernet das Kind seine heutige Existenz mit der gestrigen verbinden.

§. 5. Die Vorstellung moralischer Identität, oder des Ich setzt also Selbstbewußtseyn und Gedächtniß voraus; ohne denselben ist kein Ich gedenkbar. Allein schafft man sich diese Dinge selbst? Es ist wahrscheinlich, daß wir die Fähigkeiten hiezu mit zur Welt bringen, daß aber Eindrücke von aussen, die nicht von uns abhängen, sie entwickeln müssen; und daß wir nicht zum Bewußtseyn gelangen würden, wenn nicht Etwas, das von uns verschieden ist, auf uns einwirkte. So würde das zum Sehen organisirte Aug nicht sehen, wenn kein Licht wäre. Ohne einem NichtIch, kann wahrscheinlicher Weise die Vorstellung des Ich nicht entstehen. Wäre ausser einem einzelnen Menschen rein nichts, so konnte er also nicht zum Bewußtseyn gelangen.

§. 6. Diese Betrachtungen veranlaßten Loke zu behaupten, daß alle unsere Ideen mittel-
oder

oder unmittelbar durch die Einwirkung der Dinge ausser uns entstünden. Diese Einwirkung ist gleichsam der Funke, durch den in uns Licht und Empfindung entstehen. Diese Meinung ist weit wahrscheinlicher als die Meinung derjenigen, die glauben, der Mensch bringe seine Vorstellungen mit zur Welt. Ich übergehe die unverständliche Hypothese derjenigen die wähnen, es sey das Selbstbewußtseyn die Handlung einer bewußtlosen Thätigkeit, die an sich unendlich sey, und zum Bewußtseyn dadurch gelange, daß sie sich selbst Schranken setze, und sich in diesen Schranken anschauet. Dieser Satz und alle übrigen, die man auf denselben gethürmt hat, sind Worte ohne Sinne. Ist um ihn einzusehen, und seine Wahrheit zu erkennen; ein sechster Sinn nothwendig, so kann er nicht zum Fundamente der Moral dienen, deren Lehren allen Menschen, die nur fünf Sinne haben, verständlich seyn müssen.

§. 7. Fragt man, was der Mensch an sich sey, so kann diese Frage, so wie alle übrigen über die Wesenheit der Dinge, nur dadurch beantwortet werden, daß man die an demselben erkannten Eigenschaften, und Verhältnisse zu ähnlichen und unähnlichen Dingen aufzählt. Wir erkennen, daß der Mensch mit leblosen Dingen Schwere, Solidität etc. etc. gemein habe. Allein er unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß er wächst, Selbstbewegung, und eine weit künstlichere Zusammensetzung hat: das Wach-

B sen

sen ist ihm mit den Pflanzen gemein, auch ist eine Aehnlichkeit zwischen ihm und den Pflanzen in der Art sich fortzupflanzen; endlich bemerkt man auch an den Pflanzen einiges Empfindungsvermögen; allein der Mensch unterscheidet sich von ihnen durch Selbst-Bewegung, und einen weit höheren Grad von Empfänglichkeit für äussere Eindrücke. Dadurch wird er den Thieren ähnlich, von denen er sich nur durch seinen Bau, durch seine Anstelligkeit, und durch einige nicht in die Sinne fallende Vorzüge unterscheidet.

§. 8. Verdankt der Mensch die Vorzüge, die er vor allen übrigen Thieren hat, blos seinem künstlicheren zweckmässigeren Baue, seiner grösseren Empfindsamkeit, das heisst, ist er blos das vollkommenste aller Thiere, oder gehöret er zu einer höheren und ganz verschiedenen Art? Bemerken wir an ihm irgend eine Eigenschaft, die kein Thier auch nicht in einem minderen Grade besässe? Sind die Verstandskräfte des Menschen nicht ein nur mehr ausgebildetes thierisches Vermögen? Wir kennen uns selbst, wir kennen die Thiere zu wenig, um darüber absprechen zu können. Man behauptet, dass die Denkkraft sich nicht aus der Organisation der Materie erklären lasse; und dass also in dem Menschen ein unmaterieles Wesen seyn müsse, welches wir Seele nennen. Allein wissen wir denn, was Materie ist? Kann der Schöpfer der Natur der Materie nicht eben

so gut Denkkraft, als Selbstbewegung geben ? fragt Loke. Welche Meinung wir auch annehmen, so stossen uns dennoch unauflösbare Zweifel auf. Nehmen wir an, daß der Mensch blos Materie sey, so können wir uns nicht erklären, wie durch feinere Stiftung und künstlichere Organisation dieselbe sich bis zum Denken aufschwingen könne. Nehmen wir aber an, daß das Denken die Handlung eines im Körper wohnenden immateriellen Wesens sey, so können wir uns nicht erklären wie das Materiele auf das Immateriele wirken könne. Auch sind wir sehr weit davon uns alle Erscheinungen des menschlichen Lebens aus zwey verschiedenen Prinzipien erklären zu können; und darum haben einige angenommen, der Mensch bestehe aus Leib, Seele und Geist, das ist, aus drey Dingen, von denen wir sehr unvollständige und dunkle Vorstellungen haben. Wir sind um nichts klüger, wenn wir annehmen. daß der Mensch aus drey *je ne sais quoi* bestehe.

§. 9. Was der Mensch eigentlich sey, kann nur der wissen, der ihn gebildet hat; der grosse Plastiker der Natur. Allein, kann erwiesen werden, daß wir und die Welt, deren Atomen wir sind, das Werk eines Schöpfers sey? Ich frage: könnten die Räder eines Uhrwerkes, wenn sie Denkkraft hätten, beweisen, daß sie das Werk des Uhrmachers sind? Wie erkennen, daß wir unser Daseyn nicht uns selbst verdanken; wir erkennen, daß wir die Glieder

der einer grössen Kette sind; ist diese Kette unendlich, oder ist das erste Glied dieser Kette in der Hand eines Wesen, das kein Glied der Kette ist, und jedem Gliede seinen Platz angewiesen hat? Da hier kein Beweis möglich ist, so können wir unter beiden Hypothesen die wählen, welche uns die wahrscheinlichere dünkt; die Verhältnisse der Glieder unter sich bleiben dieselben, wir mögen die eine oder die andere annehmen.

§. 10. Fragt man aber, welche von beiden Hypothesen die deutlichere, deren Wahrheit erwünschlicher sey, so werden wohl wenige Menschen leben, die nicht der letzteren den Vorzug geben, und nur die werden sich für die erstere erklären, deren Leben sich vor der Censur eines allwissenden und gerechten Richters zu scheuen Ursache hat. Für den tugendhaften Mann ist die Vorstellung, daß ein Schöpfer der Natur, ein allwissender Zeuge seiner Handlungen existire, tröstlich und erfreulich. Kann sich auch sein Verstand nicht bis zu ihm aufschwingen, kann er sich auch die anscheinende Unzweckmässigkeit in manchen physischen und moralischen Erscheinungen nicht befriedigend erklären, so wird er leichter zugeben, daß der Fehler in der Beschränktheit seiner Einsichten liege, als annehmen, daß alles was ist, unter dem Joche einer eisenen Vernunft- und Herzlosen Nothwendigkeit seufze; Tugend und Laster die nothwendigen Folgen eines blinden vorbestimmten Zusammenflusses von Atomen seyen.

§. 11.

§. 11. Wir sagen, ein Körper bewege sich frey, wenn wir sehen, daß er sich bewegt, ohne daß irgend eine äussere Kraft währender Bewegung auf ihn durch Stofs oder Zug einwirke. So sagen wir, daß sich die Planeten frey im Himmelsraume bewegen. Allein der Mensch genießt einen höheren Grad von Freyheit; dann er hat Selbstbewegung, die er nach Belieben hemmen, beschleunigen und modifiziren kann. Seine Handlungen können zum Theile von seinen Willen bestimmt werden. Binnen bestimmten ihm von der Natur gesetzten Gränzen kann er, was er will. Es hängt nicht von ihm ab zu sehen oder nicht zu sehen; aber er kann sein Aug wegwenden oder schliessen, wenn er nicht sehen will.

§. 12. Allein ist der Wille des Menschen frey? Loke glaubt diese Frage sey eben so unvernünftig, als wenn man fragte, kann der Mensch zugleich wollen und nicht wollen? Die Zweydeutigkeit liegt im Worte Wollen, unter dem Loke eine thätige Kraftäusserung zur Handlung verstehet; allein es ist offenbar, daß sich der Mensch frey zu dieser Kraftäusserung bestimme, und daß er zwischen entgegengesetzten Kraftäusserungen die Wahl habe. Hunger, Durst, der Geschlechtstrieb sind Empfindungen, die nicht von seiner Willkühr abhängen. Er will diese Bedürfnisse befriedigen, allein es hängt von ihm ab, womit, und auf welche Weise er sie befriedigen will; er kann dem sinnlichen Drange widerstehen.

§. 13.

§. 13. Behauptet man, daß alle Handlungen des Menschen vorbestimmt seyen, daß wir selbst dann, wo wir frey zu handeln glauben durch den Schein getäuscht werden, und uns auf nothwendig und unabweichlich vorbestimmten Wegen bewegen? Es sey, dennoch bleiben die Verhältnisse des Menschen gegen die übrige Natur dieselben. Allein, wenn wir getäuscht sind, und die Fesseln unbiegsamer Nothwendigkeit tragen ohne es zu merken, täuscht uns der Schöpfer der Natur? Warum täuscht er uns? Kann eine blinde bewußtlose Nothwendigkeit täuschen? Warum empfinden wir in einzelnen Fällen das Gewicht ihrer Fesseln, in anderen nicht? Die Behauptung, daß wir blos mit Empfindung begabte Maschinen sind, ist weiter nichts, als eine speculative Schulthesis, der in den verschiedenen Vorfällenheiten des menschlichen Lebens selbst die praktisch widersprechen, die sie am eifrigsten vertheidigen. Es ist mit ihnen wie mit den Muselmännern, die an die Prädestination glauben, und dennoch Aerzte brauchen; wie mit den parfümirten Freygeistern, die an keinen Gott glauben, und sich vor Gespenstern fürchten.

§. 14. Allen diesen und ähnlichen Spekulationen widersprechen die Erfahrungen, und ein inneres Gefühl, das uns im Laufe des Lebens weit sicherer leitet, als die sublimesten Theorien. Man versuche sich selbst zu bereden, daß man nicht die Wahl habe die Aepfel, die
da

da vor uns liegen, zu ergreifen oder liegen zu lassen, den einen oder den andern zu essen; die Feder zu ergreifen oder liegen zu lassen. Man schlage einen solchen Spekulant vor, die bürgerlichen Geseze, die sein Leben und sein Eigenthum schützen, blos für ihn aufzuheben. Wenn wahr ist, daß die ganze Natur und jede einzelne Handlung in einer nothwendigen unwandelbaren Verbindung auf einander folgen, so kann er ja von menschlichen Veranstaltungen keine Hilfe, keinen Schuz erwarten. Ueberzeugt uns nicht die Geschichte des Tages wie groß die Einwirkung des Willens eines einzigen Mannes auf ganze Nationen ist? Sehen wir nicht, daß der Erfolg immer den zweckmässigen Mitteln entspricht, die er ergreift? Werden wir sagen, daß ein blindes Ungefähr so viele Wunder wirkt, wenn wir zugleich sehen, wie reiflich seine Pläne überdacht, mit welcher Klugheit und Anstelligkeit sie ausgeführet werden?

§. 15. Doch gesetzt wir irrten uns, wenn wir annehmen, daß wir binnen bestimmten Gränzen frey seyen; und es wäre erwiesen, daß wir Maschinen seyen, die nur frey zu handeln wähnen, so wäre für die Menschheit unser Irrthum ein wohlthätiger und erfreulicher Irrthum, den jeder reell und vernünftigenkender Mann der traurigen niederschlagenden Wahrheit weit vorziehen würde. Was kann demüthigender, kränkender seyn, als der Gedanke, daß wir vor einem leblosen Rade des grossen Uhr-

Uhrwerkes nichts voraushaben, daß uns die herrlichen Gaben, mit denen uns die Natur ausgerüstet hat, zu nichts anderen dienen, als unsere Nichtigkeit und die Reibung unserer gefühllosen Miträder desto schmerzhafter zu empfinden; daß endlich alles so gehen würde, wie es gehen muß, wenn wir auch von unseren vorzüglichen Kräften keinen Gebrauch machen würden? Neben einer solchen, die Menschheit erniedrigenden Gewißheit könnte keine Vaterlandsliebe, kein Gefühl für Ehre und Ruhm, kein Enthusiasmus für Tugend, keine Menschenliebe bestehen. Sie würde alle Triebfedern der bürgerlichen Gesellschaft abspannen.

§. 16. Die Verhältnisse des Menschen in so fern er Bewußtseyn und Gedächtniß hat, und binnen den Schranken, welche ihm die Natur gesetzt hat, frey handelt, bestimmen seine Moralität. In dieser Rücksicht schreiben wir ihm alle Handlungen zu Verdienst und Unverdienst zu, die er mit vollen Bewußtseyn und freyen Willen begangen hat. Dieses Zurechnen bezeichnet man durch das Kunstwort imputiren; also sezet jede Imputation die Moralität voraus.

§. 17. Mit den Handlungen des Menschen sind mittelbar oder unmittelbar Folgen verbunden, die ihm zugerechnet werden, wenn sie von solcher Art sind, daß sie von dem Handelnden vorausgesehen werden konnten. Einem Menschen, der nie ein Feueergewehr gesehen hätte, und somit seine tödtlichen Wirkungen nicht

nicht kennen könnte, würde der Tod seines Mitmenschen nicht zugerechnet werden können; denn dieser Tod ist eine unvorgesehene Wirkung seiner Handlung; aber, wenn er mit diesen Wirkungen vertraut ist, und mit Bewußtseyn alle Voranstalten trifft, die nothwendig sind, um die tödtliche Wirkung des Gewehrs hervorzubringen, so wird ihm der Tod seines Mitmenschen mit Recht imputiret.

§. 18. In den Fällen, wo wir frey sind, und es von uns abhängt zwischen Handeln und Nichthandeln zu wählen, oder zwischen verschiedenen Handlungen uns für die eine zu bestimmen, handeln wir selten auf Gerathewohl, sondern bestimmen uns durch Betrachtungen, die man Beweggründe nennt. Wer ein Haus baut, kann Thiere und Fenster stellen, wie ihm beliebt; allein er wird eine symetrische Stellung derselben vorziehen. Ein Schriftsteller kann seine Papiere, Auszüge und Noten nach Belieben zusammenlegen und schichten; allein er wird, wenn er klug ist, sie so legen, daß ihm das Auffinden jedes einzelnen Stückes leicht und bequem wird. Wir können in unseren Zimmern Stühle, Tische, Kästen etc. stellen wie uns beliebt; allein jeder vernünftige Mensch stellt sie so, daß sie den Raum der Stube so wenig beengen als möglich, und durch ihre symetrische Ordnung zur Zierde derselben dienen. In den meisten Fällen steckt er sich ein bestimmtes Ziel aus, und wirkt demselben zu, von der Erfah-

Erfahrung geleitet. Sagt ihm diese, daß man mit Honig mehr Fliegen fange als mit Essig, so wird er, wenn er Fliegen fangen will, Honig brauchen. Die menschliche Klugheit bestehet darin, daß wir die zweckmässigsten Mittel gebrauchen, um zu dem Ziele zu gelangen, das wir uns ausgesteckt haben, und alle die Handlungen unterlassen, die uns von demselben entfernen könnten.

§. 19. In dieser Rücksicht nennen wir die zweckmässigen Handlungen gut, die zweckwidrigen böse, schlechte Handlungen.

§. 20. Wenn wir irgend eine willkührliche Norm einer Art von Handlungen annehmen, so sagen wir, wir handelten nach Gesezen. Im Spiele verabreden wir bestimmte Regeln, die wir die Geseze des Spiels nennen. Im Schachspiele ist jedem Spieler der Gang jeder einzelnen Figur vorgeschrieben. Dadurch wird ihnen freilich die Freyheit beschränkt ihre Figuren nach Belieben auf was immer für ein Feld zu stellen; allein es ist leicht einzusehen, daß ein solches Spiel nur unter bestimmten Beschränkungen möglich sey. Wir nennen dann falsche Züge diejenigen, welche gegen die Geseze des Spieles sind. Gute und schlechte Züge nennen wir die, welche uns die Parthie gewinnen oder verlieren machen; doch nur in so ferne als diese Züge gesezmässig sind; denn ein falscher Zug ist kein guter Zug, wenn wir auch mittels desselben die Parthie gewinnen.

nen. Hier ist also die Zweckmässigkeit der Gesezmässigkeit untergeordnet.

§. 21. Die Folgen einer Handlung sind entweder nothwendige aus der Natur der Handlung unausweichlich abfliessende Erscheinungen, oder zufällige. Wenn ein Dieb gehangen wird, so ist sein Tod eine nicht nothwendige Folge seines Diebstahls. Er stirbt, weil unsere Gesetzgeber verordnet haben, daß der Dieb gehangen werden solle. Nun konnte der Gesetzgeber irgend eine andere Strafe auf den Diebstahl setzen, oder sogar denselben wie zu Sparta für straflos erklären; der Tod am Galgen ist also eine zufällige Folge des Diebstahls, welche die Freyheit beschränkt, in so ferne sie von dem Handelnden vorgesehen werden konnte. Die Furcht vor der Strafe ist für den Handelnden ein Beweggrund die Handlung zu unterlassen, welche der Gesetzgeber verbiethet. Hieraus erhellt, daß Gesetze Verfügungen desjenigen, der zu befehlen befugt ist, sind, mittels denen er alle diejenigen, die seinen Befehlen zu gehorchen schuldig sind, durch Strafen oder Belohnungen auffodert bestimmte Handlungen zu vollstrecken, oder zu unterlassen.

§. 22. Wenn die Welt das Geschöpf einer höchsten Intelligenz ist, und wir nehmen durch Erfahrungen belehret, wahr, daß mit irgend einer Handlung schmerzhaft und unangenehme Folgen verbunden sind, so können wir nicht umhin zu erkennen, daß der Schöpfer dies
Hand-

Handlungen untersage, und wir können diese Folgen als Strafen der Uebertretung seines Gesetzes betrachten. Diesen durch die Natur der Dinge und Erfahrung uns angekündigten Willen des Gesetzgebers nennen wir Naturgesetze.

§. 23. Der Vorbegriff eines Gesetzgebers ist dem Gesetze nicht wesentlich um seine Verbindlichkeit zu begründen. Gesezt, es wäre auch kein Gott, sondern die Welt wäre von Ewigkeit, und existirte ohne Schöpfer, so müßte doch jeder einzelne Mensch die mit bestimmten Handlungen verbundenen Folgen erkennen, und seine Handlungen denselben gemäß einrichten, wenn er dem Tode, dem Schmerzen, und anderen Wehen ausweichen wollte. Gesezt, in einem grossen Uhrwerke hätten die Zähne eines Rades Denkkraft, Selbstbewegung, und einigen Spielraum. Würden sie nicht von selbst jene Stellung annehmen, bey welcher die Bewegung des Ganzen mit der möglichst geringsten Reibung erfolgen kann? Gesezt, es fiel einem von ihnen ein, sich der Bewegung entgegen zu stemmen, so würde die ganze Kraft auf ihn allein drücken, und ihn entweder aussprengen, oder in die zweckmässige Lage drängen; es mag die Maschine durch die Hand des Werkmeisters, oder durch innere ewige Kraft bewegt werden.

§. 24. In jedem Falle ist es also dem Menschen Pflicht den unabänderlichen Gang der Natur zu studieren, um sich nach demselben zu richten, so lieb als ihm ist dem Tode, körperli-

perlichen Schmerzen, und tausendfältigen Ungemache auszuweichen. Nur wird er die aus diesem Studium für seine Handlungen abgezogenen allgemeinen Normen Klugheitsregeln nennen, wo hingegen die, welche einen Schöpfer erkennen, sie als Geseze desselben betrachten werden.

§. 25. In dieser Rücksicht nennen wir eine Handlung vernünftig und gut, wenn sie diesen Gesezen gemäfs; unvernünftig und schlecht, wenn sie diesen Normen zuwider ist. Zur Erkenntniß dieser Normen gelangen wir durch Erfahrung und durch die Erziehung, welche, wenn sie gut und zweckmässig ist, nichts anders als eine verkürzte und gefahrlose Erfahrungsmethode seyn darf. Allein hat der Mensch nicht auch angeborene, von aller Erfahrung unabhängige Vorstellungen, einen Instinkt, der ihn auf der Bahn des Lebens dem grossen Zwecke der Natur gemäfs leitet? Unmöglich wäre es nicht, ungeachtet unter allen den angeblichen Vorbegriffen auch nicht einer nachgewiesen wird, der von aller Erfahrung frey, und von der dem Menschen wirklich angeborenen Neigung, das Gesehene nachzuahmen, ganz frey und rein wäre; allein in soferne der Mensch solche angeborene Triebe hätte, wäre er nicht frey handelnd, und somit kein moralischer Mensch. Wenn, wie Gall behauptet, der Bau des Gehirns und die Ausbildung seiner Theile in einer nothwendigen und unmittelbaren

ren Verbindung mit unseren Ideen ist, so ist dieser Organismus eine Fessel, neben welcher keine Freyheit und keine Moralität bestehen kann; dann seinem Organismus zuwider kann der Mensch nicht handeln.

§. 26. Tugendhaft nennen wir den Menschen, der durch freye Uebung eine Fertigkeit in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten erlangt hat. Allein wir nennen auch den tugendhaft, welcher den Genuß ihm nahe gelegener sinnlicher Vergnügungen höheren Betrachtungen von Vollkommenheit aufopfert, und nach einem höheren Ziele strebt. Als Eduard, König von England, Calais belagerte, und diese Stadt bereits auf das äusserste gebracht war, so liess er den Bürgern wissen, dafs ungeachtet sie alle den Tod verdient hätten, er ihnen dennoch das Leben schenken wolle, wenn sie ihm 6 Bürger auslieferten, die für die übrigen sterben sollten. Sechs der angesehensten Magistrate giengen freiwillig in das Lager des erzörneten Königs, und bothen ihm ihre Köpfe an. Wir nennen sie tugendhafte Bürger, weil sie die Erhaltung ihres Lebens, das unstrittig ein Gut ist, der Erhaltung ihrer Kinder und Mitbürger aufopferten.

§. 27. Diese Betrachtung führt uns auf den Begriff der Collision der Pflichten. Oft ereignet es sich, dafs wir ein wünschenswerthes Gut nicht erhalten können, ohne ein anderes aufzuopfern, einem Uebel nicht ausweichen können, ohne in ein anderes zu verfallen. Da lehrt uns
dann

dann die gesunde Vernunft das grössere Gut dem kleineren vorziehen, das kleinere Uebel geduldig zu ertragen, um das grössere zu vermeiden. Allein so richtig diese Weisung an sich selbst ist, so schwer wird uns dennoch die Wahl, wenn wir in die Lage kommen, ein solches Opfer bringen zu müssen; besonders dann, wenn vorzüglich uns die Wehen treffen und der grösste Vortheil unseres Opfers unseren Mitmenschen zu Guten kommt. So fand sich in Rom ein einziger Bürger der sich in den Abgrund stürzte, um seine Mitbürger von der verheerenden Pest zu befreien, die der Stadt den Untergang drohete. So kann sich die Mutter in den Hussiten von Kozebue nicht entschliessen irgend eines von ihren Kindern zum Tode zu liefern, um sich und die übrigen zu retten. In solchen das Herz zermalmenden Fällen, besonders wo das Leben des Handelnden auf das Spiel gesetzt werden soll, schreiben uns Vernunft und Natur keine Pflichten vor. Wer dann sein eigenes Wohl dem Wohle seiner Mitmenschen aufopfert, dem Leben entsagt um das ihrige zu erhalten, erhebt sich über die Menschheit. Solcher heldenmüthigen Handlungen sind nur die fähig, die Vaterlandsliebe, der Glaube an eine höchste Intelligenz begeistert.

§. 28. Die Verhältnisse des Menschen zu den Gegenständen, die ihn umgeben, sind der Natur dieser Gegenstände gemäfs verschieden; also sind auch die Resultate derselben, nemlich
seine

seine Verbindlichkeiten von verschiedener Art. Setzt man, der Mensch sey ein Geschöpf einer höchsten Intelligenz, so ist dieses Verhältniß die Grundlage der natürlichen Theologie. Betrachtet man ihn als ein isolirtes Individuum, wie Adam im Paradiese, Robertson auf seiner Insel, so sehen wir ihn in dem Zustande der vollkommensten Freyheit, und Ungebundenheit. Theilt und ergözet eine Eva seine Einsamkeit, so sehen wir ihn als Gatte, als Vater neue Verbindlichkeiten eingehen. Landet ein Freytag auf seiner Insel, so entstehen für ihn die Verbindlichkeiten des Herrn gegen den Diener. Wirft die See ein Schiff an die Ufer, so hat er gegen die Gestrandeten Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen dieselben abfließen, und die erste Grundlage unserer bürgerlichen Verhältnisse sind.

Von den natürlichen Pflichten des Menschen überhaupt.

§. 29. Wer über die natürlichen Verhältnisse des Menschen ohne Vorurtheil nachgedacht hat, kann sich nicht verhehlen, daß die Selbstliebe, der Egoismus die Triebfeder aller unserer Handlungen sey. Alle Gedanken des Menschen, alle seine Bemühungen sind blos darauf gerichtet, sich selbst zu erhalten, und seine Existenz so angenehm zu machen, als ihm möglich ist. Von der Geburt bis zum Tode werden alle Menschen

schen, der Kaiser und der Bettler, der Sybarit wie der bußübende Fakir von diesem mächtigen Triebe ausschliessend beherrscht. Immer und unabänderlich derselbe, erscheint er uns unter so mannigfaltigen Formen, daß wir ihn oft verkennen. Selbst jene Handlungen, bey denen wir die größte Selbstverläugnung, die reineste Uneigennützigkeit wahrzunehmen wähnen, sind ganz gewiß feine und gut berechnete Spekulationen des Eigennuzes. Es ist mit diesem Triebe wie mit dem Hunger; alle Thiere fühlen ihn, aber nicht alle stillen dieses Bedürfnis mit denselben Nahrungsmitteln; einen Apicius hungert nur nach Leckerbissen, ein Schwein wühlt seine Nahrung aus einer stinkenden Pfütze.

§. 30. Vergeblich würden wir uns bemühen diese Wahrheit zu bezweifeln. Selbst die, welche ihrer Beredsamkeit aufbiethen um die Uneigennützigkeit zu predigen, erkennen stillschweigend, daß sie das fodern, was kein Mensch zu leisten vermag. Alle Religions- und Sittenlehrer von Christus bis zum Kapuzinerprediger, die uns zur Wohlthätigkeit, zur Selbstverläugnung auffodern, schlagen uns nur einen Tausch wünschenswerther Güter gegen andere vor, die sie uns als weit wünschenswerther schildern. Sie biethen für die Güter dieser Welt Wechsel zu ungeheuren Zinsen auf eine andere Welt aus. Der religiöse Eigennuz acceptirt und bezahlt sie nur in so ferne, als der Aussteller

bey ihm Credit hat. Eine Anweisung auf Mahomets Paradies würde in unseren westlichen Ländern nicht honoriret werden. Eine Charta bianca auf unseren metaphysischen Himmel würde in Constantinopel keine Abnehmer finden.

§. 31. Zugegeben, sagt man uns, daß die Wohlthätigkeit religiöser Menschen ein andächtiger Wucher sey; allein wie erkläret man sich die Wohlthätigkeit, die Selbstverläugnung, so mancher anderer Menschen, die auf der religiösen Börse keine grossen Geschäfte machen; und die doch in einem Tage mehr Gutes leisten und bewirken, als Millionen von diesen Spekulanten in ihrem ganzen Leben? Wenn es nicht reine, uneigennützigte Menschenliebe ist, die sie beseelt, was bewegt sie dann ihre Bequemlichkeit aufzuopfern, ihr Leben tausend Gefahren, und selbst dem Undanke derjenigen, für die sie arbeiten, auszusetzen? Was anderes als Eigennutz? aber die edelste, erhabenste Art des Eigennutzes. Die Wonne unter glücklichen, vergnügten, von ihnen gebildeten Menschen zu leben, ihre Segnungen zu erndten. Die Freude aus dem Chaos bürgerlicher Anarchie eine nach bestimmter Ordnung sich bewegenden Welt geschöpft zu haben, als ein Wohlthäter der Menschheit angeschauet, und verehret zu werden.

§. 32. Da unwidersprechlich der Eigennutz, der Egoismus mittel- oder unmittelbar der einzige Reiz ist, der den Menschen zu Handlungen bewegt, so ist es unvernünftig ihn als ein Laster

ster zu verschreyen. Er ist an sich weder eine Tugend noch ein Laster, sondern ein unwillkürlicher Trieb, der von der Existenz des Menschen unzertrennlich ist. Er wird nur relativ, das ist, in Beziehung auf andere Menschen, gut oder schlimm, je nachdem er eine gemeinnützige oder gemeinschädliche Richtung nimmt; das ist, in so ferne er durch Vernunft und Erfahrung zu niedrigen oder erhabenen Ziele geleitet wird. Alcides am Scheidewege sieht vor sich den mit Blumen besäeten Pfad der Wollust, und den rauhen schmalen Pfad der Ehre. Er strengt sein Auge an, und sieht am Ende der schönen Strasse einen Schweinstall, am Ende des Pfads den Tempel des Ruhms. Er schlägt den schmalen Pfad ein. Seine Eigenliebe bestimmt ihn die Gesellschaft der Helden, die im Tempel des Ruhmes wohnen, den Gefährten des Ulysses, die im Schweinstalle grunzen, vorzuziehen. Die dankbare Menschheit versetzte ihn unter die Götter, weil sein Ehrgeiz ihn zu Heldenthaten anspornte, die ihr Wohl beförderten. So sehen wir heut zu Tage einen Regenten die Vergnügen seiner Hauptstadt verlassen, die seine zahllosen Trophäen schmücken, in Sarmatiens Feldern mit seinen Kriegen dem Hunger, den Beschwerlichkeiten des Krieges, den Gefahren trotzen, um neue Lorbern zu pflücken. Wohl uns! wenn seiner feyerlichen Zusage gemäß, auf den mit Blut gedüngten Feldern der immer grünende Oelzweig für uns emporkeimt; und sein Ehrgeiz sich zum

Ziele ausgesteckt hat, der dankbaren Menschheit die Segnungen des Friedens zu schenken. Auch Alexander, auch Cäsar waren unüberwindlich; aber keiner von ihnen schloß den Tempel des Janus, und verdiente den Dank seiner Mitbürger. Ihm gegenüber sehen wir den düstersten verächtlichsten Egoismus in der Regierung einer herabgewürdigten Krämer-Nation, die seit Jahren die Geisel aller Völker ist, wenn sie könnte die Schätze der vier Welttheile verschlingen, und ihre Freunde, ihre Verbündeten scalpiern würde, wenn an den Häuten zu gewinnen wäre. Kehrt Napoleon einst mit Oelzweigen gekrönt von seinen Zügen zurück, so werden wir ihm mit freygebiger Hand und frohen Herzen jenen Weihrauch streuen, der die Geruchsnerven der Helden so angenehm reizt; seinen Feinden hat die leidende Menschheit schon längst Carthagos Schicksal gewünscht.

§. 33. Wollte man dieser Betrachtungen ungeachtet dennoch behaupten, daß die Selbstliebe nicht der Grundtrieb aller unserer Handlungen sey, so erwäge man, daß jedes Verhältniß zwey zu vergleichende Größen voraussetze, von denen die eine als die Einheit betrachtet, das Maas der andern ist. Im Moralischen ist diese Einheit das Ich, und wir beziehen auf dasselbe alle unsere Verhältnisse zu dem Dingen ausser uns. Was mit dem Ich in keiner Verbindung ist, ist für uns null; und kann also nicht unsere Thätigkeit auffodern. Es ist wahrscheinlich-

scheinlich, daß im Monde denkende und empfindende Thiere oder Menschen seyn, die somit unsere Mitmenschen, wenn auch nicht unsere Nächsten sind. So wahrscheinlich aber ihre Existenz ist, so flößen sie uns dennoch kein grosses Interesse ein, und muthmaßlich hat nie eine alte Bethschwester ein Vaterunser für sie gebethet. Mit diesem Maasse messen wir selbst die Gottheit. Hat sie den Menschen nach ihren Ebenbilde geformet, so bilden wir sie uns selbst sehr ähnlich und ganz so vor, wie sie unseren Wünschen entspricht. Die Götter des Alterthums hatten eine unverkennbare Nationalphysionomie. Die Menge stellte sich den Adonäi als einen eifersüchtigen, rachgierigen Gott vor, der die Sünder bis in die vierte Generation straft, und in dessen Cabinete der Satan geheimer Referendär ist. Auch die Metaphysiker legen ihm jene Eigenschaften bey, welche der Menschheit am vortheilhaftesten sind. Wir nehmen an, er sey gerecht; weil wir wünschen, daß die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden; allwissend, damit er nicht durch Heuchler betrogen werde; allmächtig, weil wir dann von seiner unbegrenzten Freygebigkeit desto grösseren Lohn zu erwarten haben; barmherzig, weil wir uns unserer Schwachheiten bewußt sind, und vor dem Richterstuhle eines unerbittlichen Richters kein günstiges Urtheil hoffen dürfen.

Selbst die Moral des Christenthums gründet sich ganz auf die Selbstliebe. Wir sollen, sagt
das

das Gesez, unseren Nächsten lieben, wie uns selbst. Gott aber über alles, das ist, mehr als unser Leben, unsere zeitlichen Güter auf dieser Welt, doch mit Hoffnung einer hundertfältigen Vergeltung in einer anderen.

§. 34. Die Lehrer der Moral theilen die Pflichten des Menschen ein, in Pflichten gegen Gott, in Pflichten gegen uns selbst, und in Pflichten gegen unsere Mitmenschen. Aus obigen ist aber einleuchtend, daß diese Eintheilung fehlerhaft sey, denn da alle unsere Verhältnisse bloß auf die Selbstliebe gegründet sind, so fehlt es an einem Fundamente der Eintheilung. Dennoch wollen wir sie beybehalten, wie man in der Botanik und in der Mineralogie die Klassen-Eintheilung beybehält, ungeachtet sie nicht wissenschaftlich und auf die Natur der eingetheilten Gegenstände gegründet ist.

Von den Pflichten des Menschen gegen Gott.

§. 35. Diejenigen, welche an keinen Gott glauben, und annehmen, daß die Welt nothwendig von Ewigkeit existire, oder daß Gott und die Natur dasselbe sind, haben keine moralischen Verhältnisse zu dem Schöpfer der Natur, also auch keine Pflichten. Man nennt sie Atheisten, Gottesläugner. Unsere Moralisten haben
diese

diese Zweifler in Mißkredit gebracht, sie als gefährliche Bösewichter verschrieen, die Obrigkeiten gegen sie aufgehetzt, Scheiterhaufen für sie aufgethürmt, und da sie mit ihren Beweisen der Existenz Gottes gegen diese Raisonneurs nicht aufkamen, ihnen durch die That bewiesen, daß es Teufel gebe. Heut zu Tage verfährt man gnädiger mit ihnen; denn man erkennt, daß sich die Existenz Gottes eben darum nicht erweisen lasse, weil er Gott und somit das erste und höchste Prinzip des Wirklichen und Möglichen ist. Das Grundprinzip alles Wissen kann nicht erwiesen, sondern muß postuliert, das ist, ohne Beweise für wahr angenommen werden; denn könnte es erwiesen werden, so müßte dieser Beweis aus irgend einem andern Prinzip abgeleitet werden, und somit wäre das Grundprinzip kein Grundprinzip, weil es nicht das erste wäre.

§. 36. Allein daraus, daß ein Satz nicht erwiesen werden kann, folgt nicht, daß er nicht wahr sey. Noch hat kein Geometer erweisen können, daß wenn zwey Linien eine dritte so schneiden, daß die Wechselwinkel gleich sind, diese Linien keinen gemeinschaftlichen Punkt haben können; dennoch ist dieser Satz eben so wahr als wahr ist, daß der Theil grösser ist als das Ganze. Es existirt eine Welt, und in dieser Welt sind Wesen, die mit Intelligenz handeln; die Veränderungen auf derselben folgen auf einander nach einer bestimmten
unver-

unveränderlichen Ordnung; man sieht allenthalben Regel und Zweckmässigkeit. Woher das alles? Wie entstand diese künstliche und sinnreiche Maschine? Sagt man, sie sey durch blinden Zufall, durch die Handlung einer bewußtlosen Thätigkeit entstanden, so schwätzt man Worte ohne Sinn, bey denen sich der, welcher sie ausspricht, rein nichts denkt; und diese leere Wortkäuerey ist nicht mehr und nicht weniger als ein Geständniss, daß man von der Sache rein nichts wisse. Was bleibt also übrig, als anzunehmen, daß die grosse Weltuhr von einem sehr sinnreichen Uhrmacher gemacht worden sey? . . . Es ist doch nur eine Hypothese! . . . Zugegeben, aber doch gewiß die vernünftigste und wahrscheinlichste aller Hypothesen.

§. 37. Wohl! aber . . . ! Freylich bleibt doch manches selbst bey dieser Hypothese zweifelhaft, unerklärbar; aber wir dürfen nicht vergessen, wie begränzt unsere Vernunft ist, die zwar die Existenz ihres Urhebers muthmassen, aber sich nicht bis zu ihm aufschwingen kann. Lassen sie uns annehmen, die Räder einer Uhr hätten Intelligenz und hätten ihre Bestimmung die Stunden nachzuweisen erkannt. Gesezt ein solches philosophisches Rad hätte es in der Mechanik so weit gebracht, daß es einsehe, es gebe gar manche *hors d'oeuvre* in der Zusammensetzung des Werks. Wozu wird es sagen, diese zweyte Kette, dieses sternförmige Zahn-

Zahnrad, diese Glocke, dieser Hammer? Alles dieses ist eine zwecklose Complizirung des Werks. Wir würden ohne diese unnützen Künsteleyen, die nur die Kraft der Feder schwächen, die Stunden nachweisen. Der metallene Philosoph, würde wie unsere Philosophen von Fleisch und Blut, sehr consequent deraisonniren, weil er taub ist, und folglich nicht wissen kann, daß er ein Bestandtheil keiner gemeinen, sondern einer Repetiruhr ist. Die Unbeholfenheit unser Weisheit kann doch nicht für einen directen Beweis der Nichtexistenz Gottes gelten.

§. 38. Giebt man auch zu, daß die Existenz Gottes nur eine Hypothese sey, so kann man zwar nicht daraus folgern, daß alle die, welche sie nicht annehmen, bloß darum unmoralische Menschen seyen, weil die moralischen auf Vernunft und Erfahrung gegründeten Verhältnisse des Menschen dieselben bleiben, man mag einen Gott annehmen oder nicht; allein dennoch ist dieser Glaube von solcher Art, daß ihn gewiß jeder vernünftige, ehrliche, tugendhafte Mann dem Glauben an eine blinde bewußtlose Thätigkeit weit vorziehen wird. Man glaubt leicht und gerne, was man wünscht. Wer edel denkt, wünscht sich einen Allwissenden, der in seinen Herzen lesen kann. Wer gerecht handelt, scheuet keinen gerechten, untrüglichen Richter. In dieser Rücksicht ist der Atheismus aller derer, die keine tiefdenkenden Metaphysiker sind, mit Recht verdächtig; und
es

es ist mehr als wahrscheinlich, daß solche oberflächliche Freygeister nur darum an keinen Gott glauben, weil sie sich vor dem Teufel fürchten.

§. 39. Nur zwischen Wesen gleicher Art ist ein Verhältniß gedenkbar. Zwischen Wesen verschiedener Art kann kein Verhältniß bestehen. Der Schöpfer und das Geschöpf sind also ausser allem Verhältnisse. In Beziehung auf Gott sind demnach die Handlungen des Menschen weder recht noch unrecht; der Mensch kann eben so wenig Gott beleidigen, als Verdienste um ihn sammeln. Noch nie hat man sich einfallen lassen zu behaupten, daß der Wolf, der Löwe den Menschen beleidige, wenn er ihn frisst, daß der Papagey die Menschen injuriere, wenn er Dieb ruft; und der Abstand vom Menschen zu Gott ist doch weit grösser als vom Papagey zum Menschen. Wenn wir also in der heiligen Schrift lesen, daß es Gott gereuet habe den Menschen gemacht zu haben etc., so sieht jeder vernünftige Mensch leicht ein, daß diese Worte im figürlichen Sinne, und nicht nach ihrem wörtlichen Sinne genommen werden müssen.

§. 40. Unsere Lehrer setzen an die Spitze unserer Pflichten gegen Gott die Pflicht, ihn als den wahren einzigen Gott zu erkennen, und an ihn zu glauben. Wenn gleich der obige Vernunftschluß uns nicht überzeuge, daß keine solche Pflicht bestehen könne, so würde doch
jeder

jeder Selbstdenker einsehen mütsen, daß glauben, anerkennen keine Handlungen, und noch weniger freywillige, in unserer Willkühr stehende Handlungen seyen. Die Wahrheit anerkennen, heißt sie mit den Augen der Vernunft sehen. Man kann uns auffodern zu schauen, das ist, das Aug unserer Vernunft auf einen bestimmten Gegenstand zu richten, die Beweise eines Satzes reiflich zu erwägen, ihre Beweiskraft und ihre Verbindung zu prüfen; aber man kann niemand zum Verbrechen rechnen, wenn er nicht sieht, was er nicht sieht; man kann ihm nicht zur Pflicht machen einen Beweis für vollständig zu erkennen, wenn er ihm mangelhaft scheint. Immerhin mögen die selig genannt werden, die da glauben ohne zu sehen; aber nicht jedem ist diese Seligkeit gegeben. Wir können nicht glauben, was uns unmöglich, widersprechend scheint, so gerne wir auch wollten.

§. 41. Doch so gewiß es ist, daß Gott nicht darüber zörne, wenn Philosophen deraisonniren, und daß kein moralisches Verdienst dabey seyn könne, das zu sehen, was andere nicht sehen können, eben so gewiß ist es, daß unsere Vorstellungen der Gottheit für uns selbst und unsere Mitmenschen nicht gleichgültig seyen; und es ist besser an keinen Gott zu glauben, wenn wir uns nicht denselben als das Ideal aller Vollkommenheiten denken. Ein eifersüchtiger, rachgieriger, intoleranter Gott, hat ähnliche

ähnliche Anbeter, und die Folgen dieser irrigen Vorstellungen haben der Menschheit manche Blutige Thränen gekostet. Der, welcher wähnt sein Gott fodere von ihm, daß er den Glauben an ihn mit Feuer und Schwert ausbreiten solle, ist ein gefährlicher Nachbar, eine Geisel der Menschheit.

§. 42. Minder gefährlich sind zwar die, welche sich sanftere, menschenfreundlichere Götter denken, aber ihre Legende von denselben durch sittenverderbliche Märchen entstellen. Wenn die Götter entschiedene Hurenjäger und Ehebrecher, die Göttinnen Messalinen sind, so ist es eben nicht erwünscht, daß ihre Anbeter solchen Vorbildern ähnlich zu werden sich bemühen. Aus diesen Betrachtungen werden wir in der Folge die Pflichten der Regenten in Beziehung auf die Religion und die ächten Grundsätze vernünftiger und zweckmässiger Toleranz gründen.

§. 43. Blasphemien, Gotteslästerungen werden als schreckliche Verbrechen dargestellt, und in manchen Ländern mit den schweresten Strafen belegt. Der unvernünftige Zölot, der die Macht in Händen hat, wähnt er werde von Gott aufgefordert, seine beleidigte Ehre zu rächen. Dieses ist Unsinn, allein wir werden sehen, daß solche Handlungen dennoch wegen ihren ruhestörenden Folgen die Aufmerksamkeit der Regierungen verdienen. Ausser der bürgerlichen Gesellschaft ist es an sich gefährlich

lich und unvernünftig von dem Gegenstande der Verehrung unserer Mitmenschen mit Verachtung zu reden, seine Andachtsübungen zu verhöhnen. So wie es Pflicht ist die Klapperschlange nicht zu reizen, so ist es auch Pflicht den Zeloten durch Verunglimpfung des Gegenstandes seiner Anbethung nicht zu empören. An sich ist eine Gotteslästerung eine unwillkührliche Handlung eines vorübergehenden Wahnsinnes, die man nur in den Ländern bemerkt, wo düsterer Aberglauben herrscht. In Spanien hört man den Fuhrmann Gott und alle Heiligen nach der Litaney verfluchen, und dann greift er nach seinen Rosenkranz, murmelt sein Ave Maria, und klopft mit geballter Faust an sein sündiges Herz.

§. 44. Steller erzählt in seiner Reise nach Kamtschatka, daß die Kamtschadalen, die sich in ihrer Sprache Itelmen nennen, einen Gott anbetten, den sie Kutka nennen, der die Welt gemacht habe, aber dennoch dümmer sey als eine Gans, daher dann auch alles so verkehrt auf der Welt zugehe; auch meinen sie, es würde alles darunter und darüber gehen, wenn sein Weib Krotka nicht klüger wäre als er, und ein bischen Zucht und Ordnung im Hause erhielte. Sie erzählen von seiner Genäschigkeit, von seiner Geilheit die lächerlichsten Märchen. So verliebte er sich einst in einen Haufen gefrorenen Menschenkoths, und war nicht wenig verlegen, als diese Schöne bey den Flammen
seiner

seiner Zärtlichkeit in seinem Bette aufthauete. Eine Religion, die auf eine solche Mythologie gegründet ist, würdigt den Menschen herab. Sie muß zwar nicht mit Feuer und Schwert ausgerottet werden; wer aber sich bemühet auf eine menscherfreundliche und zweckmässige Weise die Irrenden zu recht zu weisen, verdient den Dank der Menschheit.

§. 45. Wenn in einem Lande, wo die Vernunft über den dümmsten Aberglauben zu siegen anfängt, Menschen, die sich Philosophen nennen, aufstehen, und sich bemühen die Menschen in den alten Schweinstall zurückzuführen, wenn sie uns sagen, daß ein metaphysischer Gott für die Menschen nicht herzlich und genießbar sey, und ein vernünftiger Glaube an Gott die Menschen kalt und untheilnehmend lasse; wenn sie durch ein mystisches unverständliches Geschwätz die Schwärmerey für religiösen Unsinn anzufachen suchen, wenn sie uns versichern, ihnen sey geoffenbaret, daß die Planeten Götter, und Gott ein absolutes Thier sey, wenn sie sich bemühen den heimlichen Hang einer Nation zu Mysterien und mystischen Gesellschaften zu benutzen um die eleusinischen Geheimnisse wieder herzustellen etc. etc., so kann kein vernünftiger Mensch mißkennen, daß ihre Bemühungen verderblich seyn, und es ist Verdienst um die Menschheit die Machthabenden auf die gefährliche Tendenz der neuen Lehre aufmerksam zu machen, besonders dann,
wenn

wenn diese Menschen ihre Intoleranz der herrschenden Meinungen mit den Worten ankünden, daß dieselben mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müssen. Nur Niesewurz und die Geißel des Spottes können diese Apostel des Unsinns radikaliter kuriren.

§. 46. Es ist eine irrige, den vernunftmäßigen Vorstellungen der Gottheit widersprechende Meinung, wenn wir wähnen, man könne von Gott durch Rezitirung bestimmter Gebetsformeln besondere Gnaden und Begünstigungen erwirken. Den vernünftigen Mann ziemt kein anderes Gebeth, als solche die reine Gefühle des Danks, der Unterwerfung und der Huldigung ankünden. Doch müssen wir nicht glauben, daß diese Handlungen des Cultus Gott gefällig seyen; sie sind nothwendige, und somit unverdienstliche Folgen der Voraussetzung, daß wir und die Welt die Geschöpfe einer höchsten Intelligenz seyen. Ein Cultus ist also nur in so ferne vernünftig, als er die Menschen durch die Betrachtung göttlicher Weisheit und Vollkommenheit zur Tugend begeistert.

§. 47. Weit ungereimter ist die Meinung, daß man durch Fasten, Geiseln und andere der Gesundheit nachtheilige Kasteyungen, durch Schmutz und Unreinlichkeit, durch die Verläugnung der Naturtriebe, die dem Menschen zu Erhaltung seiner Art eingepflanzt sind, um Gott grosse Verdienste sammle. Gott kann keinen Wohlgefallen an einen ihm zu Ehren wundgehaue-

gehauenen Rücken haben, noch eine grosse Freude daran haben, wenn die Menschen aus frommen Wahn die Blumen verschmähen, mit denen er das rauhe Pfad des Lebens bestreuet hat. Ein Andächteley, mittels welcher die Erde von ihren edelsten Geschöpfe entvölkert würde, kann nicht den Zwecken des Schöpfers entsprechen.

§. 48. Die Frage, ob Gott unmittelbar zu den Menschen sprechen, und sich ihnen offenbaren könne? kann nur der entscheiden, der sich bis zur Gottheit aufgeschwungen hat. Ob aber Gott sich dem Menschen wirklich geoffenbaret habe, ist keine blossе Thatsache, die durch Menschenzeugnisse erwahret werden kann. Jede positive Religion führt Wunderwerke und Prophezeihungen zu Gründung ihrer Lehren an. Jede behauptet, nur ihre Lehre sey das wahre von Gott gegebene Gesetz und alle übrigen seyen falsch.

§. 49. Ist unter den positiven Religionen irgend eine göttlichen Ursprungs, so ist es die, welche den Gesezen der Natur und der Vernunft am gemässesten ist. Ihre Lehren sind kurz, deutlich und bestimmt. Liebet Gott und euren Nächsten, dieses ist das ganze Gesez. Lehren, deren Sinn der Vernunft unerreichbar ist, mögen göttliche Räthsel, aber können keine göttlichen Offenbarungen seyn.

§. 50.

§. 50. Die Gewissensfreyheit ist ein Wort ohne Sinne, in so ferne man dadurch die Freyheit, was man will zu glauben versteht. Glauben ist, wie oben gezeigt wurde, keine willkührliche Handlung; also ist die Vorstellung einer Freyheit im Glauben ein sich selbst widersprechender Begriff. Allein, die uns durch die Vernunft auferlegte Pflicht, keinen unserer Mitmenschen wegen seiner religiösen Meinungen zu hassen und zu verfolgen, ihn an Erfüllung seiner unschädlichen Religionsübungen nicht zu hindern, ist wesentlich. Zu den unschädlichen Uebungen gehöret aber nicht das Proselyten machen, und predigen.

Von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst.

§. 51. Ehe wir uns in Erörterung dieser Gegenstände einlassen, dürfte es nicht undienlich seyn, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß der technische Ausdruck Pflichten des Menschen gegen sich selbst, sehr unphilosophisch sey. Pflichten sind Verhältnisse. Nun kann aber kein Ding im Verhältnisse mit sich selbst betrachtet werden, weil jede Vergleichung zwey verschiedene Dinge voraussetzt. Wir würden also zweckmässiger handeln, wenn wir diesen unphilosophischen Ausdruck aus unseren Lehrbüchern verbannten. Im Grunde sind sie durch Erfahrung und Vernunft erkannten Ver-

D

hält-

hältnisse des Menschen zu den Dingen ausser ihn, seine Mitmenschen ausgenommen, und mit Rücksicht auf seine Selbsterhaltung.

§. 52. Der Mensch ist fähig die Erscheinungen der Natur wahrzunehmen; der Eindruck den sie auf ihn machen, ist bleibend, und er kann sich dieselbe wieder mit mehrerer oder minderer Lebhaftigkeit darstellen. Er kann ihre Aehnlichkeiten auffassen, die ähnlichen zusammenstellen, die unähnlichen trennen, und aus diesen Aehnlichkeiten allgemeine Begriffe abziehen, mit mehrerer oder minderer Gewissheit Folgerungen aus denselben ableiten. Diese natürlichen Anlagen können durch Erziehung und Uebung vervollkommnet werden.

§. 53. Verstand nennen wir das Vermögen das Uebereinstimmende in den Naturerscheinungen wahrzunehmen. Vernunft ist das Vermögen die wahrgenommenen Aehnlichkeiten in allgemeine Begriffe zusammenzufassen. Es ist also weder Verstand noch Vernunft ohne Erfahrung möglich. Wenn uns somit Phantasten versichern, daß wir der Erfahrung gar nicht bedürfen, um grosse Philosophen zu werden, so ist dieser Satz eben so ungereimt, als wenn sie behaupteten, man könne verdauen, wenn man auch weder esse, noch trinke, und vom Laufkäuen fett werden.

§. 54. Ein Satz, der nicht verstanden werden kann, ist Unsinn; er ist weder wahr
noch

noch unwahr. Alle Wissenschaft muß also damit anfangen, daß sie gesunden Menschenverstand habe. Wenn uns die Algebristen versichern daß eine Menge einer Art, aus Einheiten anderer Art bestehe, daß die zweite Potenz des Unmöglichen etwas Mögliches und Wirkliches sey; wenn angebliche Philosophen behaupten, daß den Planeten die allerheiligste Zahl (XII) und die Meliskunst angeboren sey, so sind diese Sätze eine leere Wortkäuerey, ein Geplapper ohne Sinne, *Nonsense*.

§. 55. Von jeher hat der Verstand an Sektenstiftern und ihren Aposteln erklärte und erbitterte Gegner gehabt, die keine Gelegenheit vernachlässigten ihn zu verschreyen, und ihn um allen Credit zu bringen. Sie zählen mit rhetorischer Emphasis die Fälle auf, wo er sich Mißgriffe zu schulden kommen läßt, und fodern uns auf ihn zu verläugnen, weil er uns manchmal irre führt. Also müßten wir uns auch wohl die Augen ausstechen lassen, weil sie uns manchmal täuschen, und uns der Leitung anderer überlassen. Darauf ist es auch angetragen. Die metaphysischen Taschenspieler mögten uns gerne bereden, daß wir mit geschlossenen Augen besser sehen, damit ihre Hände in unseren Taschen freyes Spiel haben. Auf Aberglauben und mystischen Unsinn wollen sie sich ein Reich bauen, und darum wünschen sie sich die seligen Zeiten des Mittelalters zurück, wo die Menschen die Melkkühe geiler und habsüchtiger Mönche waren,

waren , und wo betrunkene Versammlungen der Kirchenväter mit lallender Stimme die zum Scheiterhaufen verfälleten, welche sich unterstunden die Augen zu öffnen. Um diese glücklichen Zeiten zu palingenisiren sind sie mit goldenen Versprechungen nicht sparsam. Werft den gesunden Menschenverstand weg, sagen sie uns, und überlaßt euch unserer Führung, so werden wir euch in die selige Gemeinschaft mit den Göttern bringen; mit Nektar und Ambrosia werden wir euch die Mägen füllen, und ihr sollt im grossen Buche der Natur lesen, die für euch kein Geheimniß haben wird; aber wahrlich sagen wir euch, in dieses Paradies, zu dem nur wir den Schlüssel haben, kommt keiner, der nicht den Muth gehabt hat das eisene Joch des Verstandes abzuschütteln, und den sinnlichen Menschen ausgezogen hat.

§. 56. Man kennt die Vögel aus ihrem Gesange. Wer die Gesetze der Gerechtigkeit verschreyet, ist gewiß ein Schelm. Wer die Regeln des gesunden Menschenverstandes in Mißkredit zu bringen sucht, ist entweder ein Narr oder ein Betrüger. Wer mich bereden will, zweimal drey sey ungerad; der will mich im Rechnen bevorthellen. *Foenum habet in cornu.* Man muß sich vor solchen Aposteln hüten. Der Verstand irret nie, denn er faßt nur unsere sinnlichen Wahrnehmungen auf, und überliefert sie richtig und getreu; aber unsere Vernunft deraisoniret leider nur zu oft, und stellt
das

das Ueberlieferte falsch zusammen. Die Voreiligkeit ihrer Urtheile, deren Falschheit spätere Erfahrungen augenscheinlich erwahren, ist die Quelle unserer Irrthümer; der Verstand der diesen Widerspruch erkennt, rektifizirt diese Urtheile. Die Vernünftler, die Sektenstifter, die Aposteln des Unsinnns setzen also auf die Rechnung des Verstandes die Mißgriffe der Vernunft. Fort also mit allen Wissenschaften, die neben den gesunden Menschenverstand nicht bestehen können; sie sind ein Gewebe von Träumen, ein Spiel regelloser Phantasie, ein Flickwerk bunten Unsinnns. Verstand und Erfahrung sind die Fühlhörner des moralischen Insekts, das wir Mensch nennen; der zweckmässige Gebrauch derselben führt uns zur Erkenntniß unserer Kräfte, und zur Sicherung unserer Existenz.

§. 57. Allen Menschen ist der Wunsch zu leben angeboren. Dieser Wunsch ist so lebhaft, daß er auch jenseits des Grabes reicht; und daß wir das Verlangen fürdauernd zu existiren für eine Darangabe einer Existenz nach dem Tode ansehen. Daß die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich sey, hat man nicht erwiesen; und es ist Wonne sich freudenvolle Aussichten in der Zukunft zu öffnen; jeder rechtlicher Mann wünscht mit aufrichtigem Herzen, die vollkommenste Gewifsheit zu erlangen, daß der Tod nur ein Uebergang in eine andere bessere Welt sey. Die Furcht vor dem Teufel würde
ihn

ihn nicht bewegen die Augen zu schliessen, um eine Wahrheit nicht zu erkennen, die für ihn tröstlich und nicht schreckenvoll ist.

§. 58. Da der Mensch so lange und so angenehm als nur möglich zu leben wünscht, so muß er auch mit den Mitteln sein Leben zu fristen, seine Gesundheit zu erhalten bekannt seyn. Dieses lehrt ihn die Erfahrung; durch sie weiß er, daß Essen und Trinken zu Erhaltung des Lebens nothwendig seyen; sie lehrt ihn zwischen den verschiedenen Speisen, welche ihm die Natur anbietet, die gesündesten wählen, die schädlichen meiden. Sie lehrt ihn, daß Uebergenuß des Guten schädlich, ja tödtlich ist, und daß die Natur durch Krankheit und Tod die strafe, welche ihre Gaben mißbrauchen. Durch sie erkennt er, daß strenge Arbeit und körperliche Uebung den Körper des Mannes stärken, den Körper des Weibes schwächen, ihn verunstalten, und zur Geburt minder geschickt machen. Sie schreibt ihm vor durch Reinlichkeit der Haut die unmerkliche Transpiration befördern, um den Hautkrankheiten vorzubeugen; sich früh an die Temperatur der Luft, und die Veränderungen des Wetters gewöhnen. Sie muntert ihn auf sich mit den Gefahren vertraut zu machen, dem Schmerz und den Widerwärtigkeiten zu trotzen, sich vor Kleinmuth und Niedergeschlagenheit zu hüten, um nicht aus Furcht vor dem Tode zu sterben.

§. 59. Im mannbaren Alter empfindet der Mensch Begierden, deren Nichtbefriedigung oft Wahn-

Wahnsinn und andere Krankheiten verursacht. Weit schädlicher aber ist Uebergenuß und die Voreiligkeit im Genusse. Der Baum, der seine Blüthen abschüttelt, ist zur Unfruchtbarkeit verurtheilt. Schröcklich sind die Strafen derjenigen, welche den Bestimmungen der Natur entgegen handeln, und leider! werden diese Strafen erst dann fühlbar, wenn Reue und Besserung zu spät kommt.

§. 60. Doch diese Wehen sind Todtenblumen, die nur im Treibhause der grossen bürgerlichen Gesellschaften wachsen. Im patriarchalischen Leben kennt man sie nicht. Im Stande der Natur sind die Sinnen schärfer, der Körper fester und gewandter, das Leben länger, die Geburt leichter und gefahrloser, die Krankheiten kürzer und seltner, und der Tod selbst minder schröcklich. In den Gegenden, wo die verderbliche Verfeinerung der Sitten noch nicht vorgedrungen ist, und der Mensch nicht durch frühe entnervende Arbeit erschöpft wird, findet man zahlreiche Beyspiele einer beynahe unglaublichen Longavität, und das Greisenalter ist daselbst weder eckelhaft noch beschwerlich. Unzählige Erfahrungen alter und neuerer Zeiten bestättigen die Wahrheit dieser Bemerkung; dennoch drängen sich die Menschen immer mehr und mehr in Städte zusamm, und klagen dabey bitter, daß das Leben des Menschen so kurz sey.

§. 61. Wenn der Mensch alle Erfahrungen die ihm zu Regeln seiner Handlungen dienen,
an

an sich selbst machen müßte, so würde sein Leben sehr kurz und schmerzenvoll seyn. Jede schädliche Einwirkung der Dinge ausser ihm, würde ihn unvorbereitet finden. Er würde vergiftet werden, ehe er das Gift kennete; er würde ertrinken, ehe er schwimmen, von Raubthieren gefressen werden, ehe er sich ihrer zu erwehren, oder ihnen entlaufen lernet. Er würde Hungers sterben, ehe er Vorrathskammern anzulegen dem Dachse, dem Hamster ablernete. Allein die Erziehung ist eine Tradition nützlicher Erfahrungen, und ersparret ihm die Gefahren und die Wehen der Selbsterfahrung. Daher die Ehrerbietung unserer Voreltern für das lange Erfahrungsreiche Alter des Greises, die in Griechenland gesetzlich war, aber bey allen überverfeinerten Nationen aus der Mode ist. Bey denselben ist der Jüngling ein junger Greis, der Greis ein altes Kind; in der Jugend ist keine Mannskraft, in dem Alter keine Weisheit.

§. 62. Dem Menschen genügt nicht an dem Genuße eines langen pflanzenartigen Lebens. Er will seine Bahn mit Blumen bestreuen. Die Fürsorge für seine Nahrung läßt ihm viele Zeit übrig, und die Langweile der Unthätigkeit ist ihm peinlich. Er verwendet sie zu Verbesserung und zu Verschönerung des Nothwendigen und Nützlichen; und so entstehen die Künste. Sie sind für den Menschen wohlthätig, so lange sie sich auf den Zweck ihrer Entstehung beschränken. Wenn sie sich aber bis zu dem Grade

verfeinern, daß sie das Nützliche unbrauchbar machen, so sind sie schädlich. Um es in der Geschicklichkeit das Gute künstlich zu verderben weit zu bringen, muß sich der Künstler ganz seiner Kunst widmen, und dann höret er auf ein Mensch zu seyn, und wird eine kunstreiche Maschine, die rein zu nichts andern taugt, als zu Produzierung seiner Kunstwerke. Er verkrüppelt am Arbeitstische. Seine Geisteskräfte erlahmen; seine Ideen formen sich nach einem Leiste. Er wird ein langweiliger monotoner Gesellschafter. Die freien Künste lassen dem Geiste mehr Spielraum; doch sind Mahler und Bildhauer von dieser Erbsünde nicht frey. Ermüdend ist ihr ewiges einförmiges Geschwätz über die Kunst, das nicht mehr und nicht weniger, als eine unverfälschte im grauen Alterthume entsprungene Tradition ist. Jede ihr widersprechende Meinung ist ihnen eine gefährliche Ketzerey. Sie würden eher zugeben, daß Gott ein Stümper war, als daß die Gemähde Raphaels nicht die vollkommesten Ideale der Schönheit seyen. Darum verboten auch weise Nationen dem freien Bürger die Ausübung der Künste, und hielten dafür, Müßiggang sey besser, als das Treiben den Körper und die Seele verkrüppelnder Künste.

§. 63. Niemand zweifelt, daß der Mensch befugt sey die Früchte der Erde zu genießen; und sie zu seiner Nahrung zu verwenden. Allein hat er auch das Recht die Thiere zu tödten um
sich

sich mit ihrem Fleische zu nähren? Da unter Löwen und Tigern keine Juristen und Theologen sind, so machen sie sich kein Gewissen daraus die Menschen zu fressen. wenn sie die stärkern sind; und da könnte man annehmen, daß wir *jure retorsionis* auch sie auf den Zahn zu legen befugt wären; allein Thiere, die keine Raubthiere sind, die unschuldige wehrlose Gazelle, der arbeitsame Ochs, das muthige Pferd etc. fressen keine zweybeinigte federlose Thiere. Worauf werden wir denn unser Recht sie zu tödten und zu fressen gründen? Und wenn wir dieses Recht haben, warum sollten wir nicht berechtigt seyn unsere Mitmenschen in unseren Mägen zu begraben? Den gebratenen Menschen essen, thut ihm nicht wehe; nur das Braten thut nicht wohl. Warum überläßt denn ein Torquemada solche Leckerbissen den Würmen? warum verspeiset er sie nicht mit den seinigen? Ist etwa kezerisches Fleisch einem altkatholischen Magen unverdaulich? Unser Abscheu gegen Menschenfleisch ist ein Vorurtheil. Die Zigeuner in Ungarn unter Josephs Regierung, die wegen ihrem Apetite nach Menschenfleisch hingerichtet wurden, der Menschenfresser in den Pyrenäen, der 80 Menschen gefressen haben soll, ehe er entdecket, und vom Parlamente zu Toulouse verurtheilt wurde, versicherten einstimmig, daß unser Fleisch sehr schmackhaft sey. Die grossen Würmer - Garköche, die Welt-eroberer, würden ihre Rechnung dabey finden, wenn ihre Krieger ihren Widerwillen gegen Men-

Menschenkost ablegeten; ihre Heere würden nie wegen Mangel an Lebensmitteln in Verlegenheit seyn. Hätte man die Bauern ausgefressen, so frässe man die Bauern selbst auf, wenn man keine todten Feinde auf dem Schlachtfelde, und keine Gefangenen hätte. In Festungen dürfte man nur die Bürger einsalzen, um dieselben zu verproviantiren.

§. 64. Als die Spanier Amerika eroberten, erklärte der königliche Staatsrath aller Gegenstellungen des Las Casas ungeachtet, daß die Indianer keine Menschen seyen. Die Spanier machten sich also kein Gewissen daraus sie zu mezgen und zu martern. Nur fressen wollten sie keinen, ungeachtet die Abiponier und andere Nationen jeden Spanier verspeiseten, den sie fiengen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß alle Völkerstämme in frühern oder spätern Zeiten Menschenfresser waren. Die Menschenopfer, die man den Göttern schlachtete, hatten sich aus dem Zeitalter erhalten, wo die Nation antropophag war. Woher denn dieser Widerwillen gegen Menschenfleisch in späteren Zeiten, ungeachtet nirgends die Spur eines Gesezes vorhanden ist, das dieses Nahrungsmittel verboten hätte? Wie kam dieser Widerwillen so weit, daß ganze vorhin gewiß gleich allen übrigen Menschenfleischfressenden Nationen sich den Genuß alles Fleisches versagten, und sich blos auf vegetabilische Kost beschränkten?

§. 65. Da die Erfahrung lehrt, daß Menschenfleisch ein nicht unschmackhaftes und unschädliches Nahrungsmittel sey, so ist unser Widerwillen gegen dasselbe nicht in der Natur gegründet, sondern scheint der erste Schritt zur Civilisation zu seyn. Dieser für die Menschheit sehr wichtige Gegenstand ist von unseren Weisen sehr seicht und unvollständig behandelt worden. Was vermogte die verschiedenen Menschenfressenden Stämme der Südsee diesem Nahrungsmittel zu entsagen? Woher der Abscheu vor diesem Nahrungsmittel bey denen, die demselben entsagt haben? . . . Doch diese Fragen, und hundert andere nicht minder wichtige gehören eigentlich nicht hieher. Genug, wenn wir uns überzeugt haben, daß wenn Robertson auf seiner Insel sein Leben nicht anders als dadurch hätte fristen können, daß er die Leichname seiner ans Land geworfenen Reisegefährten geessen hätte, weder Vernunft noch Erfahrung dieses Rettungsmittel mißbilliget hätten.

*Von den Pflichten des Menschen gegen
seines gleichen.*

§. 66. Wenn wir an irgend einem Wesen ausser uns eben dieselben Erscheinungen wahrnehmen, deren wir uns bewußt sind, und diese Geschöpfe im wesentlichen eben so gestaltet sind als wir, so können wir nicht umhin sie für unsere Mitmenschen, für unseres Gleichen
zu

zu erkennen. Unterschied an Farbe, an Gestalt, an Geisteskräften, an Gröfse, an körperlicher Stärke bestimmen die Varietäten der Gattungen, die sämmtlich zu derselben Art gehören. Die schwarzen, rothen, braunen, olivenfarbigen Menschen, die Lappländer und die Patagonen sind nicht mehr und nicht weniger Menschen als wir; denn sie denken und empfinden wie wir.

§. 67. Die Traditionen fast aller Nationen leiten die Entstehung aller Menschen von einem gemeinschaftlichen Stammvater ab. Sie beweisen aber weiter nichts, als dafs die Betrachtung der Menschen als Brüder, als Söhne desselben Vaters uralt ist. Vielleicht verdanken wir dieser Vorstellung die Abstellung der Menschenfresserey. Doch diese Tradition mag wahr oder unwahr seyn, so ist die Vorstellungsart, die sie begründete, vernunftmässig, und gereicht zum Wohle der Menschheit. Ein Schimmel ist nicht mehr Pferd als ein Braun, und so kann auch kein weisser Mensch mehr Mensch seyn als ein Schwarzer; und so wie ein Schimmel nicht mehr Rechte auf Haber und Heu hat als ein Braun, so können auch die verschiedenen Menschengattungen keine Vorrechte vor einander haben; die Menschen sind also alle einander gleich, und haben gleiche Rechte zu ihrer Selbsterhaltung, zum Genusse ihres Lebens.

§. 68. Der höhere Grad von Civilisation begründet eben so wenig eine rechtliche Ungleich-

gleichheit unter Menschen, als die Verschiedenheit des Alters, der Stärke, der Anstelligkeit eine Ungleichheit zwischen Brüdern begründet. Die Ueberlegenheit giebt dem Stärkeren kein Recht auf den Schwächeren, denn die Ueberlegenheit ist zufällig und veränderlich, und Rechte können nur auf die unveränderlichen Verhältnisse der Natur gegründet seyn. Der Löwe in der Fabel herrschte streng über die Thiere, aber er wurde alt und schwach, und da tratt ihn sogar der Esel mit Füßen.

§. 69. Alle Menschen haben gleiche Rechte auf die von selbst wachsende Früchte der Erde, und andere Nahrungsmittel, die ihnen die Natur anbietet. Das Baumfrüchte und Wurzeln sammeln, das Jagen, der Fischfang sind Gerechtigkeiten, die kein Mensch als ein Vorrecht ausschließlich ansprechen kann. Im Stande der Natur bestehet in dieser Rücksicht kein Eigenthum. Alle Güter der Natur sind Gemeingut.

§. 70. Rousseau schrieb, daß man den Ersten, der in die Erde einen Pfahl einschlug, und sprach: dieses Feld ist mein, als einen Feind der Menschheit vor den Kopf hätte schlagen sollen. Er währte, so wie viele andere Schriftsteller, daß durch Pflanzung eines Zauns ein Eigenthum im Stande der Natur begründet werden könne; allein dieses ist ein offener Irrthum. Von einem Gemeingute kann sich keiner aus der Gemeinde ausschließend einen Theil zueignen. Das Krazen der Erde, das Pflanz-

Pflanzen, das Hägesetzen legt keinem aus der Gemeinde die Verbindlichkeit auf das angemafste Eigenthum zu respektiren. Als die Tartarn an die gebauten Felder der Perser kamen, so trieben sie ihr Vieh in die Saaten. Die Ackerleute setzten sich dagegen, und machten bey den Chan der Horde gütliche Vorstellungen. Aber sie konnten dem Chane nicht begreiflich machen, daß sie durch das Kratzen der Erde ein ausschließendes Eigenthum erworben hätten, und daß er mit seiner Horde und seinen Heerden in den ausgedorrten Steppen Hungers zu sterben verpflichtet wäre, weil es den Persern beliebt habe Zäune zu setzen. Das Schwert entschied zum Vortheile der Tartarn. Die Chineser befanden sich in demselben Falle. Sie befestigten ihr Eigenthum durch Erbauung einer Mauer, deren Länge, Höhe, und Festigkeit allen Glauben übersteigt, und die das ungeheuerste Werk ist, das je von Menschen unternommen wurde. Doch auch diese nützte ihnen nicht. China wurde öfters von Tartarn verheeret und erobert.

§. 71. Erst dann, als die Menschen sich zu grösseren Gesellschaften gebildet und feste Wohnsitze angenommen hatten, konnte Grundeigenthum entstehen; allein vorher bildeten sich die Jägerstämme zu nomadischen Völkern, als sie die Thiere zähmen lerneten; das Eigenthum über diese Thiere ist das erste, und gieng dem andern lange vor. Im Stande der Natur, der dem Nomadenzustande vorhergehet, ist kein anderes

deres Eigenthum, als das augenblickliche über die Nahrungsmittel, die der Jäger und der Fischer in Händen haben. Sie leben von einem Tage auf den andern, essen und hungern abwechselnd, und sammeln keine Vorräthe. Wo kein Eigenthum ist, ist also auch kein Diebstahl gedenkbar. Der Diebstahl ist also ein blos bürgerliches Verbrechen. Wenn demnach einige Schriftsteller den Lykurg tadeln, daß er den Diebstahl erlaubt habe, so setzen sie voraus, daß er an sich ein Verbrechen sey, und daß in Sparta Privateigenthum war; beides ist ein Irrthum.

§. 72. Es ist wohl kein Gegenstand im Rechte, über welchen so erbärmlich deraisonnirt worden ist, als über die Rechte des Eigenthums im Stande der Natur. Fast alle Schriftsteller nehmen an, daß man ein Ding zu seinem Eigenthume machen könne, wenn Niemand ein älteres Eigenthumsrecht auf dasselbe habe, und man durch Thathandlungen erkläre, man wolle es als Eigenthum besitzen. Sie leiten dieses Recht aus dem Rechte der Selbsterhaltung, die ohne ausschließendem Rechte auf besonderes Eigenthum unmöglich sey. Allein in der Natur ist keine *res nullius*; alles ist Gemeingut; und somit hat kein Mensch das Recht sich ausschließend zuzueignen, was Allen zugehört. Ferners ist weder erwiesen, noch erweislich, daß der Willen eines einzelnen Menschen für alle übrigen ein verbindliches Gesetz sey; endlich ist es falsch

falsch, daß die Selbsterhaltung ohne Privateigenthume unmöglich sey; denn die Geschichte lehrt, daß grosse Staaten ohne Privateigenthume existirt haben.

§. 73. Diese irrigen Vorstellungen über das Eigenthumsrecht wurden in das Völkerrecht übertragen, denn Nationen sind ja gegen einander in den Verhältnissen des Zustandes der Natur. Die Spanier und Portugiesen entdeckten neue bewohnte Länder, und sprachen sie als Eigenthum an, ungeachtet nach ihren eigenen Grundsätzen diese Länder den Menschen gehörten, die sie bewohnten, und baueten. Darüber machten sie sich keine Gewissenskrupeln. Diese Völker waren ja keine Christen. Allein es ereignete sich oft, daß die Spanier und die Portugiesen dasselbe Land in Anspruch nahmen. Da nun der Meinung der Juristen nach, wer früher kommt, zuerst mahlt, und die Länder als *res nullius, quae primo cedunt occupanti* betrachtet wurden; so wollte jeder Theil der erste Besitzergreifende gewesen seyn. Sah also ein Schiff eine Insel, so schoss es eine Kugel in das Land, setzte einige Matrosen aus, die einige Steine am Gestade auflasen, einen Pfahl mit einer Inschrift einschlugen, und sich wieder einschifften. Darüber wurde auf dem Schiffe ein Protokoll geführt. Diese alberne Spielerey nannte man eine Besitzergreifung, und wähnte, daß nun dieses Land mit Mann und Maus seiner königlichen besitzergreifenden Majestät als

E

unver-

unverletzbares Eigenthum zugehöre. Doch kam es darüber oft zu Weiterungen, welche die beiden Könige veranlaßten sich an den Pabst zu wenden, der dann die Welt in zwey Halbkugeln theilte, und die eine dem Könige von Spanien, die andere dem Könige von Portugal schenkte. Dieses war doch wenigst consequent, denn die Erde gehöret dem lieben Gott, und der Pabst ist, wie man damals glaubte, Vicegott auf Erde.

§. 74. Die kezerischen Engländer und Holländer kehrten sich nicht an diese Schankung. Selbst der allerchristlichste König glaubte ein Recht zu haben, als erster Sohn der Kirche mit seinen jüngeren Brüdern das Patrimonium Christi zu theilen. Er sendete bewafnete Aposteln nach Florida, die ihr Predigeramt mit vielen Eifer anfiengen; allein sie wurden in ihrem Eifer durch die Spanier gestöhret, die Soldaten dahin sendeten, welche diesen neueren Aposteln die Krone des Martyrthums aufsetzten, und sie am Gestade aufhiengen.

§. 75. Ueber das Landeigenthum waren die Juristen bey nahe im Reinen; aber nun entstand zwischen den Engländern und Holländern ein Prozeß über das Eigenthum des Meeres. Da liessen sich nun keine Pflöcke einschlagen, keine Monumente der Besizergreifung errichten. Dennoch schien ja ausgemacht, daß das Meer als Eigenthum besessen werden könne. Das adriatische Meer wurde von den Venetianern als Eigenthum besessen. Um des Meerwasser
war

war den streittenden Theilen eigentlich nicht zu thun. Aber der Fischfang war für Holland eine Goldquelle, welche die Engländer auf ihre Mühle leiten wollten. Man griff zu der Feder. Hugo Grotius schrieb ein Buch, das er *mare liberum* nannte. Selden antwortete mit seinem *mare clausum*. Die Kanonen und nicht die Canones gaben *rationes dubitandi*. Die Engländer hatten noch kein entschiedenes Uebergewicht zur See, und die Streitfrage blieb unentschieden. In diesem Augenblicke nahet sie sich der Entscheidung. Es scheint, daß die Engländer auf den Umstand, daß sie dermalen alle ersinnlichen Ungerechtigkeiten zur See und an den Küsten ungestraft ausüben können, ein Recht zu gründen gesinnet seyen. Da ihnen nun alle Küsten geschlossen sind, so muß aus ihrem carthaginensischen Seehandlungs-Staate ein cilicischer Seeräuber-Staat werden.

§. 76. Da, wie gezeigt wurde, im Stande der Natur kein Eigenthum ist, so beantwortet sich die Frage, ob wir den Dieb zu bestrafen oder gar zu tödten befugt seyen, von selbst. Alle Rechtslehrer behaupten, daß der Mensch ein solches Recht habe; und leiten dasselbe aus dem Vertheidigungsrechte seiner Existenz ab; denn sagen sie, wer mir meinen Vorrath, und die Mittel nimmt mein Leben durch Nahrung fürdauernd zu erhalten, der greift mir nach dem Leben, denn es gilt gleich, ob er mich erschlägt, oder ob er mich Hungers sterben macht. Den,

der mich und mein Leben angreift, bin ich befugt zu tödten, also bin ich auch berechtigt den Dieb zu tödten, wenn ich seine Angriffe auf mein Eigenthum nicht anders verhindern kann.

§. 77. Diese Sätze werden für unstrittige Wahrheiten angenommen, ungeachtet fast jedes Wort in denselben ein Irrthum ist. Der Mensch hat ein Recht sich zu wehren, aber nicht seinen Angreiffer zu tödten. Der Tod des Angreiffers, wenn er eine zufällige Folge der Nothwehr ist, ist schuldlos, wie in der Folge gezeigt werden wird; aber nicht in soferne er intendiret wird. Man hat also kein Recht den todt zu schlagen, der unseren Vorrath angriff, um ihm das genommene wieder abzunehmen; kein Recht ihm aus kluger Vorsicht die Hände abzuhaueu, damit er nicht mehr stehle.

Zudem mußte vor allen erwiesen werden, daß wir ein Recht auf unseren Vorrath haben. Die in unserer Vorrathskammer aufgehäuften Früchte sind doch Gemeingut. Woher also das Recht unsere Mitmenschen von der Theilung des Gemeingutes auszuschließen? Woher entstehet für die Uebrigen der Gemeinde die Pflicht unserem Willen zu gehorchen, und zu darben, damit wir im Ueberflusse schwelgen können? Selbst in der bürgerlichen Gesellschaft, die doch das Eigenthum auf eine höchst unvernünftige Weise begünstiget, respektirt man bey einer Hungersnoth kein Eigenthum. Wenn zur See ein Schiff verschlagen wird, und die Lebensmittel

mittel ausgehen, so höret alles Privateigenthum auf; und der karge Vorrath wird gleich unter alle vertheilt.

Wenn wir demnach in dieser Rücksicht ein Recht auf das Leben unserer Mitmenschen hätten, so könnte dieses Recht nur dann statt haben, wenn von Erhaltung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse die Rede ist. Auf mehr als unsere unmittelbaren Bedürfnisse haben wir kein Recht, und also auch kein Eigenthum, das wir mit dem Tode unserer Mitmenschen zu beschützen befugt wären.

§. 78. Um sich von der Wahrheit der obigen Bemerkungen zu überzeugen, braucht man nur die Frage auf den ächten Grundsatz alles Rechtes auf die Selbstliebe zurückzuführen, und man wird sich überzeugen, daß die Anlegung eines Vorrathes eine äusserst gefährliche, schlecht berechnete, und unkluge Spekulation wäre. Dann sind die natürlich wachsende Früchte der Erde, der Ertrag der Jagd, der Fischerey hinreichend um Jahr aus Jahr ein die Inwohner zu nähren, so ist die Anlegung eines Vorraths eine sehr unnöthige Mühe. Ist aber dieser Ertrag nicht hinreichend, und jemand hat einen Vorrath, während die andern darben, so hat er alle gegen sich; wie kann er hoffen stärker zu seyn als alle, allein gegen alle seinen Schatz zu vertheidigen? Statt also durch seine Vorsicht sein Leben gegen die ungewisse Gefahr des Hun-

Hungers zu sichern, stellt er sich einem unvermeidlichen Tode aus, sobald Mangel eintritt.

§. 79. Als Robertson allein auf seiner Insel war, so stund ihm frey zu thun was er wollte. Er säete, pflanzte, erndtete, hatte einen Vorrath an Früchten, eine Heerde. Nun retteten sich einige Schiffbrüchige ans Land. Man setze Robertson hätte folgendermassen zu ihnen gesprochen: Ihr sollt wissen, daß ich unumschränkter Herr und Eigenthümer dieser ganzen Insel und alles dessen, was auf derselben ist, sey. Wer mir nur einen Zweig abbricht, den brenn' ich auf den Pelz. Ihr sollt weder fischen noch jagen, noch Obs pflücken, denn ich habe, wie ihr aus dieser Inschrift sehet, schon vor Jahren von allen Besitz genommen. — Ihr fragt, wie ihr dann leben sollt? Daran liegt mir wenig. Ich bin nicht schuldig Almosen zu geben. Aber ihr habt das Eigenthum eurer Personen. Werdet meine Knechte auf ewig, so werde ich euch füttern. So spielte der weise Joseph den Egyptern mit, und so will ich es mit euch halten. Glaubt man wohl, daß die Schiffbrüchigen dem Redner die Zeit gelassen hätten sein Eigenthumsrecht zu deduciren, und daß sie unrecht gehabt hätten ihn vor den Kopf zu schlagen im Falle er sein angebliches Eigenthum hätte vertheidigen wollen? Unsere Jurisprudenz scheint, wie so manche andere Wissenschaften auf Grundsätze gebauet, die offenbar dem gesunden Menschenverstande, und aller Erfahrungsanalogie widersprechen.

§. 80.

§. 80. Freylich antwortet man, hätte Robertson in diesem Falle unklug gehandelt, aber nicht ungerecht. . . . Da hätte ein Mensch also ein Recht, das der schlichte Menschenverstand ihm geltend zu machen verbiethet. Er hätte das Recht unklug zu handeln, und zugleich die Pflicht klug zu handeln? . . . Nicht doch! Man setze es wären ihrer nicht mehrere, sondern nur einer gewesen. Robertson und sein Knecht Freytag, wären dann die stärkeren gewesen, und da hätte er weder unklug noch ungerecht gehandelt, wenn er gegen den Schiffbrüchigen sein Eigenthumsrecht hätte geltend gemacht. . . . Er hätte ungerecht und unklug gehandelt. Denn selbst in der bürgerlichen Gesellschaft erkennt die Noth kein Eigenthum. Jeder Hungrige hat ein unbedingtes Recht zu Nahrungsmitteln, sie mögen gemeinsames oder Privateigenthum seyn. Nun wären Robertson und der Schiffbrüchige im Stande absoluter Natur, in dem, wie gezeigt worden ist, kein Eigenthum bestehen kann, weil unser Willen für Niemand ein Gesetz ist. Allein er hätte auch unklug gehandelt, denn auch der Stärkere ist nicht immer der Stärkere; er ist nicht der Stärkere, wenn er schläft; er kann nicht immer gegen List auf seiner Huth seyn. Hätte der Schiffbrüchige um nicht Hungers zu sterben, sich bequemt Robertsons Knecht zu werden, so wäre dieser Knecht der gefährlichste Feind der kleinen Familie geworden, und es hätte ihr jeden Augenblick das Schicksal gedrohet, das die Pflanzer auf Sandomingo triff, und

und allen übrigen Pflanzern bevorstehet, die gewiß binnen wenigen Jahren ihre Zuckerfelder mit ihrem Blute düngen werden.

§. 81. Doch gesetzt, sagt man, der Schiffbrüchige hätte den Handel eingegangen, wäre er verpflichtet gewesen dem Robertson zeitlebens als Knecht zu dienen? Diese Betrachtung führt uns auf die Frage: ob Verträge, die zwischen Menschen, welche im Stande der absoluten Natur sind, geschlossen werden, giltig seyen; das ist, ob der Versprechende schuldig sey, sein Versprechen zu halten, und hiezu von dem andern, dem er versprach, durch willkührliche Zwangsmittel angehalten werden dürfe.

§. 82. Wenn jemand durch Zeichen (mündlich, schriftlich, oder wie immer) einem andern zu erkennen giebt, es sey sein Wille bestimmte Handlungen zum Vortheile des andern zu verrichten, oder zu unterlassen, und der andere erklärt, er nehme dieses Anerbiethen an, und rechne auf die Erfüllung desselben, so sagen wir, sie hätten einen Vertrag geschlossen. Ein solcher Vertrag ist entweder einseitig (wie der Schenkungsvertrag) wenn nur ein Theil eine Leistung verspricht, wechselseitig (wie der Kauf) wenn jeder Theil dem andern eine Leistung zusichert.

§. 83. Hier entsteht die Vorfrage: kann durch Zeichen für und wider den, der sich derselben bedient, eine Verbindlichkeit oder ein
Recht

Recht entstehen? Da wir alle Rechte aus dem allgemeinen Grundsätze vernunftmässiger Selbstliebe abgeleitet haben, so ist offenbar, daß eine Verbindlichkeit im Stande der Natur nur in so ferne statt haben könne, als sie beiden Verbundenen vortheilhaft ist. Das Interesse der Paziszenten ist das einzige gerechte und fürdaurende Band der Verträge; und ihre Verbindlichkeit höret auf, so bald die Erfüllung derselben dem einen Theile schädlich ist.

§. 84. Diese Meinung widerspricht zwar den allgemein angenommenen Grundsätzen; allein es ist einleuchtend, daß die entgegengesetzte Meinung immer auf Absurditäten und Widersprüche führe. Die, welche dieselbe vertheidigen, müssen zugeben, daß die versprochene Leistung eine vernünftige und erlaubte Handlung seyn müsse; nun ist eine Leistung, welche einem Theile nachtheilig ist, sehr unvernünftig und somit unrecht; also ist offenbar, daß ein Vertrag nur in so ferne statt haben könne, als beide Theile bey Erfüllung desselben ihre Rechnung finden. So lange dieses statt hat, bedarf es keines Zwangsmittels. So bald aber die verabredete Leistung dem einen Theile schädlich wird: so ist die bedungene Handlung unvernünftig und ungerecht. Zu unvernünftigen und ungerechten Handlungen kann Niemand gezwungen werden.

§. 85. Der Wortbrüchige, sagt Ferguson, täuscht unsere Erwartung, und beschädigt uns
in

in so ferne wir Voranstalten gemacht haben, um unsere Verbindlichkeit zu erfüllen. Allein alle unsere Lehrer versetzen und übertragen auf den Stand unbedingter Natur die Vorbegriffe des bürgerlichen Rechts. Im Stande der Natur weiß jeder, daß ein einseitiger Vertrag, in dem aller Vortheil auf der einen, aller Nachtheil auf der anderen wäre, ungerecht und null sey, daß ein wechselseitiger Vertrag nur in so ferne bestehen könne, als er beiden Theilen vortheilhaft ist; also kann durch die Nichterfüllung des Vertrags im Stande der Natur Niemand in seiner Erwartung getäuscht werden. Nebst dem setzt ein Vertrag ein Eigenthum voraus, und sogar ein Eigenthum an Ueberflüssigen, Nichtnothwendigen. Nun ist gezeigt worden, daß im Stande der Natur kein solches Eigenthum bestehe. Es ist also einleuchtend, daß uns unsere Juristen ein Naturrecht lehren, das auf positive im bürgerlichen Rechte angenommene Bestimmungen gegründet ist.

§. 86. Wenn wir annehmen, daß durch Zeichen eine Verbindlichkeit entstehen könne, so setzen wir ferner voraus, daß die Zeichen mit unseren Vorstellungen eine gesetzmässige unveränderliche Verbindung haben; denn sonst ist jeder Ausleger seiner Worte und der Zeichen, deren er sich bedienet; und die Verbindlichkeit ist illusorisch. Wir müssen also erweisen, daß wir schuldig seyen die Worte in dem Sinne zu nehmen, die ein allgemeiner Sprachgebrauch fest-

festgesetzt hat, und daß unsere Empfindungen mit unseren Worten übereinstimmen müssen. Das erste setzt eine gebildete Sprache, also eine bürgerliche Gesellschaft voraus, das andere eine Pflicht immer die Wahrheit zu reden. Existirt eine solche Pflicht?

§. 87. Allerdings! sagen unsere Moralisten, denn Gott ist ja die Wahrheit selbst; also ist die Unwahrheit reden eine schwere Sünde; selbst auch dann, wenn wir durch eine Unwahrheit die Welt retten konnten, sey keine Lüge erlaubt. Da Gott die Weisheit selbst ist, so wäre es also auch eine schwere Sünde eine Albernheit zu sagen, und dann zittere ich für das Seelenheil aller Schriftsteller. Wie aber, wenn erweislich wäre, daß Christus selbst die Unwahrheit absichtlich gesagt habe? Im Evangelium Johannis im 7. Kapitel sagt Christus zu seinen Jüngern: gehet hinauf (nach Jerusalem) zu diesem Festtage; ich aber gehe nicht dahin. Und doch gieng er dahin. Im Evangelium Markus im 13. Kapitel sagte er: wenn der letzte Gerichtstag kommen werde, wisse nur der Vater nicht der Sohn. Also war der Sohn entweder nicht allwissend, oder er sprach die Unwahrheit. Als der heilige Geist dem Josuä eingab zu schreiben, die Sonne sey über Askalon stehen geblieben; so inspirirte er ganz offenbar eine Unwahrheit; freilich in der Absicht sich nach der allgemeinen Vorstellungsart zu richten, aber dennoch eine Unwahrheit. Solcher Beyspiele konnten

konnten wir viele aus der heiligen Schrift anführen; allein da wir die Pflichten des Menschen nicht aus den göttlichen Vollkommenheiten, sondern aus dem Grundsätze vernünftiger Selbstliebe ableiten, so wäre es überflüssig die Gründe der Theologen ausführlich zu widerlegen, die zwar das Lügen als eine schwere Sünde verbiethen, aber die Zweydeutigkeiten und *reservations mentales* erlauben und billigen.

§. 88. Die unrichtigen Begriffe über diesen Gegenstand haben auf die Erziehung unserer Kinder einen grossen und verderblichen Einfluß. Eltern und Lehrer predigen ihnen unablässig vor, es sey die wesentlichste Pflicht des Menschen, die Wahrheit zu reden; sie unterstützen ihre Lehre durch schwere Strafen, die sie unerbittlich vollstrecken, wenn sie das Kind auf einer Lüge ertappen. Man setze nun, das Kind wachse zum Jünglinge heran, und masse sich an diese so mühesam eingepropfte Wahrheitsliebe zu praticieren, so kommt es in den ersten acht Tagen seiner Wanderschaft in die Welt mit einem zerschlagenen Kopfe nach Hause. Niemand hat die Unvernunft dieser Erziehungsweise, so wahr und so unterhaltend dargethan, als die Frau von Genlis in dem Märchen: *le palais de la vérité*. Sie setzt, daß ein ganzer Hof in diesem bezauberten Pallaste wandert, in welchen jeder, der denselben betritt, die Wahrheit reden muß, und doch selbst nicht merkt, daß er die Wahrheit, die er zu verhehlen

len

len wünscht, sage. Sie zeigt, daß die unkluge Wahrheitsliebe alle Bande der Gesellschaft auflösen würde, und die Menschen wie die Tiger einander zerreißen würden, wenn jeder sagte, was er denkt, und sich nicht jeder bequemte seine Mitmenschen durch Worte zu täuschen. Es ist nicht thunlich zu schweigen, und nur zu oft ist das Schweigen beleidigender als die Wahrheit.

§. 89. Unseren Grundsätzen vernünftiger Selbstliebe zufolge, glauben wir, daß im Stande der Natur der Mensch keine Pflicht habe, ihm und anderen schädliche Wahrheiten zu sagen, und daß eine gemeinnützliche Täuschung irgend eines unserer Mitmenschen keine Todsünde sey. Dennoch sind wir weit entfernt dem Lügen das Wort zu reden. Die Wahrheitsliebe ist in unseren Augen ein Gefühl von Seligkeit, das sich der Mensch wünschen, das aber kein Mensch rein genießen kann. Wer sich desselben erfreuen will, muß sich prüfen, ob er in einem Fasse wohnen, mit einem zerrissenen Mantel und Saubohnen vorlieb nehmen kann, ob er den Muth hat alles Unrecht, alle Beleidigungen mit Gleichgültigkeit zu erdulden, ob sein nerviger Arm den Knotenstock so zu schwingen verstehe, daß er den Hunden und den Trosbuben aller Klassen imponiren könne. Wir werden sehen, daß in der bürgerlichen Gesellschaft Fälle seyen, wo das Wahrreden gefährlich und schädlich ist, in anderen aber die Unwahrheit sagen,

sagen, wegen der Unvollkommenheit unserer Criminalgesetze Pflicht der Selbsterhaltung ist.

§. 90. Wenn wir dem Menschen Pflichten auferlegen, so ist es ungereimt, wenn man sie nach den Verhältnissen eines Ideals abmifst, das nie existirt hat, und nicht existiren kann; und ihm solche vorschreibt, die in ewiger unvermeidlicher Collision mit dem ersten und wesentlichen Triebe der Natur sind. Dann werden die Gesetze der Natur leere unnütze Spekulationen, die gar keine Anwendbarkeit haben. Falste ein Mensch den heldenmüthigen Entschlufs immer wahr zu seyn, so ist er vielleicht in acht Tagen der Martyrer seines Heroismus. Er hat nicht einmal den müheseligen Trost bewundert und bedauert zu werden; man sagt, es habe ihm an Weltkenntnisse, an Klugheit gefehlt, und vergiftet ihn; Im Grunde hat man nicht unrecht. Ein guter Spieler ist nothwendig der Betrogene, wenn er mit Falschspielern eine Parthie macht, und er sich genau an die Regeln des Spiels hält, während die übrigen sich über seine Gewissenhaftigkeit lustig machen, und unter seinen Augen die Volte schlagen. . . . Er soll aufhören zu spielen. . . . Also zu leben? Wenn irgend jemand ein Recht hat die Wahrheit zu fodern, so sind es die Richter. Kann man aber mit Klugheit auf ihre Einsicht, Leben, Freyheit und Ehre wagen? Man beschuldigt einen Mann einer gesetzwidrigen Handlung. Man hat nur Muthmassungen, keine Beweise.

weise. Der Beschuldigte weis es; er hat zwey Defensionsmittel, die That zu laugnen, oder ihre Gesetzmässigkeit zu vertheidigen. Er findet das erstere pflichtwidrig, eines ehrlichen Mannes unwürdig. Er wählt das letztere, und beruft sich auf die Gesetze. Das ist Trotz sagen die Machthabenden. Nicht einmal die Furcht vor dem Tode kann seinen Starrsin beugen. Er ist ein gefährlicher Mann. . . . Gesezt man tödte seinen Gegner aus Nothwehre. Kein Zeug war zugegen. Nur entfernter Verdacht gravirt den Thäter. Er wird befragt. Darf er die Wahrheit sagen? Sagt er sie, so muß er die Nothwehre erweisen; kann er es, da er keine Behelfe hat? Wenn er also die Wahrheit sagt, so wird er zum Lohne gehangen; kann es ihm Pflicht seyn die Wahrheit zu sagen? Solche Fälle ereignen sich täglich; und müssen sich bey der Unvollkommenheit unserer Gesetze, und der menschlichen Schwachheit unserer Richter ereignen.

§. 91. Da kein Eigenthum im Stande der Natur ist, so ist das Gesetzbuch der Natur sehr klein. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Thue Niemand, was dir nicht lieb wäre, daß dir geschähe. Sie kennt keine anderen Gesetze. Der Stand der Natur weiß nichts von Contrakten, Servituten, Schuldbriefen, Hypotheken, Testamenten. Advokaten, Richter, Gerichtsdienner etc. sind die Wehen der Pandorabüchse des Eigenthums. Doch in der Pandorabüchse lag die Hoff-

Hoffnung auf dem Boden. In unserer Pandora-
büchse ist nichts solches.

§. 92. Niemand kann die Wahrheit und
die Vortreflichkeit dieser Gesetze mißkennen;
nur zweifeln dürfte man, ob sie aus dem Grund-
satze vernünftiger Selbstliebe fließen. Wenn
Selbstliebe das Prinzip aller unserer Pflichten
ist, so kann uns ja keine Betrachtung abhalten,
das Wohl unserer Mitmenschen unseren Gelü-
sten aufzuopfern, wenn wir stärker oder listiger
sind als sie. Heißt das nicht, wird man sagen,
allen Leidenschaften freyen Spielraum geben?
alle ersinnlichen Verbrechen rechtfertigen? . . .
So wäre es in der bürgerlichen Gesellschaft, aber
nicht im Stande absoluter Natur. Wenn kein
Eigenthum ist, wenn alle Erzeugnisse der Natur
Gemeingut sind, so kann Niemand seine Rech-
nung dabey finden die anderen zu überlisten;
der Mensch ist nicht ungerecht, weil ihm Un-
gerechtigkeit zu nichts nützt. Mißbraucht er
seine überlegenen Kräfte, so stehet jeder gegen
ihn auf; der Haß seiner Mitmenschen ist sein
Todesurtheil. Will er seinen Zustand verbes-
sern, so hat er nur einen Weg zu Erfüllung
seines Wunsches zu gelangen, wenn er nemlich
durch Wohlthaten die Achtung und die Liebe
seiner Nachbarn gewinnt. Weifs er durch An-
stelligkeit den Ertrag der Jagd, des Fischfangs
zu vermehren, erfindet er ein Mittel die Früchte
der Erde vor Fäulung und Verderbnis zu schü-
zen, so erndtet er den Dank und das Wohl-
wollen.

wollen seiner Nachbarn, und verbessert seinen Zustand, indem er das Gemeine Wohl befördert. Hat er vorzügliche kriegerische Talente, so wird er immer an der Spitze seiner Nachbarn stehen, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich glauben werden. Gereichen seine weisen Vorschläge zum Wohle derselben, so wird er ihren Versammlungen vorstehen und den entschiedenesten Einfluß bey Berathschlagungen haben. In dem Zustande der Natur sind also die Menschen gerecht, wohlthätig, tugendhaft aus vernünftiger Selbstliebe, weil ihnen nur die Tugenden nützen, das Laster dem Lasterhaften verderblich ist. Im Stande der Natur ist es also wahr, daß das Laster eine falsche Spekulation der Eigenliebe sey. Nicht so in den bürgerlichen Gesellschaften. Dort ist leider die Ungerechtigkeit nur zu oft eine einträgliche Spekulation.

§. 93. Unsere Lehrer nennen die Knechtschaft einen Vertrag, vermög welchen ein Mensch dem anderen das Eigenthum seiner Person übergiebt; sie behaupten, nur wenige ausgenommen, daß ein solcher Vertrag erlaubt, und gerecht sey. Sie führen unzählige Beyspiele aus der Geschichte und aus der heiligen Schrift an, um zu beweisen, daß die Knechtschaft aus dem grauesten Alter herstamme, daß die heiligen Patriarchen Knechte gehabt hätten. Alles dieses mag sehr wahr seyn, aber beweiset nicht, daß ein solcher Vertrag verbindlich, gerecht oder vernünftig sey.

§. 94. Dieser Gegenstand wurde mit vielem Eifer in unseren Zeiten debattiret. Dafs es der Habsucht nicht an beredeten Verfechtern gefehlt habe, verstehet sich von selbst. Aber auch die Menschenliebe und die Vernunft fanden edle Wortführer unter denen sich Benezet in Boston, und Wilberforce in London rühmlichst auszeichneten. Die französische National-Versammlung erklärte alle Neger für freye Leute, die mit allen übrigen Bewohnern gleiche Rechte haben sollten. Man hat ihr Gesetz bitter getadelt, und der Unklugheit desselben alle Gräuel zugerechnet, die später erfolgten. Wir wollen die wichtigsten Gründe beider Theile prüfen. Die National-Versammlung gieng von dem Grundsatz aus, dafs die Sklaverey der Neger ungerecht sey. Ein solcher Vertrag, vermög welchem der Knecht die unveräusserlichen angeborenen Rechte der Menschheit verlieret, ist ungültig. Der Käufer hat nicht mehr Recht als der Verkäufer.

Ganz recht! antworteten die Pflanzer; aber gereicht nicht die Sklaverey zum Vortheile der Verkauften? Sie sind Kriegsgefangene. Kaufen wir sie den Siegern nicht ab, so werden sie getödtet.

Es sey, erwiederten die Redner der National-Versammlung. Es ist für sie besser todt, als die Sklaven unbarmherziger Wucherer zu seyn; allein eben der Umstand, dafs sie für ihre Gefangenen Käufer finden, verursacht die häufigen Kriege zwischen Nachbarn, die von den Sklaven-

Sklavenhändlern durch tausend Ränke angefacht und unterhalten werden. Die Neger mögen mit ihren Gefangenen thun was sie wollen: ihr Unrecht gibt uns kein Recht. Der Diebshehler ist verächtlicher als der Dieb. Es ist weniger Gefahr bey seinem schändlichen Gewerbe.

Unrecht, fuhren sie fort, kann nur durch noch grösseres behauptet werden. Der Knecht ist ein häuslicher Feind, der nur dadurch im Zaume gehalten werden kann, daß man ihn zum Vieh erniedrigt. Unsere Schwarzen verhalten sich zu den Weissen wie zwanzig zu eins. Der Schröcken unserer Blutgesetze hindert sie noch sich an ihren Unterdrückern zu rächen. Wehe uns, wenn sie einst ihre Kräfte kennen lernen.

Wohl! erwiderte man, aber seht ihr nicht, daß ihr das Uebel das ihr verhüthen wollt, selbst veranlaßt? Je nun! sie sind wilde Thiere, aber angekettet. Laßt sie los, und sie zerreißen uns. Doch gesetzt sie liessen uns das Leben, so sind wir Bettler, und unsere Pflanzungen verfallen. Gilt es nicht gleichviel, ob wir erschlagen werden, oder Hungers sterben? Um die Schwarzen zu begünstigen, tödtet ihr die Weissen.

Sie tödteten euch nicht, antworteten die Redner, als ihr ungerecht gegen sie waret; also habt ihr noch weniger zu besorgen, wenn ihr gegen sie gerecht seyd. Ihr habt Feld, Arme,

Ackergeräthe; wenn ihr Hungers sterbt, so wird es eure Schuld seyn. Lohnt die frey gewordenen Neger; sie werden euch helfen eure Aecker bestellen. Wollt ihr aber euch der Vernunft und dem Gesetze zuwider im Besitze eurer Tyranney erhalten, dann komme euer Blut über euch. Euch widerfährt nur, was ihr verdient, wenn sie euch tödten; wir werden euch weder schützen noch bedauern.

Da nahm der krämerische Eigennutz die Maske tiefdenkender Staatsklugheit, und sprach: Alles wahr! aber wir brauchen Zucker und Coffee, und ihr werdet ihn wenigstens um zwey Sols das Pfund den Engländern theurer bezahlen müssen, als er euch zu stehen kommen würde, wenn ihr die Sklaverey der Neger beybehält. . . .

Lacht nicht, Gesetzgeber! die Sache ist wichtiger, als sie scheint, wenn man sie oberflächlich betrachtet. Seht! aus dieser Berechnung, die wir euch vorlegen, erhellet, dafs, wenn eine Zuckerpflanzung durch Freye Hände im Taglohne bearbeitet wird, jedes Pfund um einen Sol theurer zu stehen kommt, als wenn sie durch Sklaven betrieben wird; denn der freye Mann will besser genährt, und gekleidet seyn, und strengt sich nicht so an, weil er die Peitsche nicht zu fürchten hat. Die Engländer könnten also ihren Zucker wohlfeiler geben als wir, und wir fänden für unseren Zucker keinen Absatz. Unsere Pflanzer würden also zu Grunde

Grunde gehen, und dieser Handlungsartikel der 150 Millionen beträgt, wäre für uns verloren. Nun wißt ihr, daß kein Staat mächtig und glücklich seyn kann, wenn er nicht schachert. Denn das Schachern trägt Geld. Ohne Handlung, ohne Seehandlung, kann man keine Flotten in die See bringen, kann man keine Matrosen bilden. Gieng also ein so wichtiger Handlungszweig für uns verloren, so würden die euch so verhaßten Engländer Herrn der See, und dann . . . dann . . .

Und dann, half ihm ein Redner der Menschheit spottend ein, kämen ihre Stockfischfänger wohl gar bis nach Paris um in der Seine zu fischen? Gesetzgeber! könnt ihr eure Indignation im Zaum halten, wenn man durch solchen Unsinn die schreyendste Ungerechtigkeiten vertheidiget? Man wagt es in eurer Mitte euch zu sagen: Hüthet euch gerecht zu seyn; schützt die Tyranney der Pflanzer über die Neger, denn seht welches Unglück euch drohet, wenn ihr eurem Herzen, eurer Vernunft Gehör gebt. Ihr werdet den Zucker theurer bezahlen müssen. Wenn also die Felder in Sandomingo doppelte Erndte trügen, wenn man sie mit dem Blute der armen Neger düngte, so würde dieses Ungeheuer euch rathen sie zu mezen; und wenn ihre Haut noch besser verkauft werden könnte, als englisches Leder, so würde er euch rathen sie zu schinden? Doch zittert nicht vor der schrecklichen Gefahr der Vertheurung einer entbehr-

behrlichen Schleckerey. In Ostindien wird von freyen Händen Zucker gebaut, der eben so gut, und eben so wohlfeil ist, als der westindische, ungeachtet er doppelte Frachtkosten trägt.

Allein laßt uns annehmen, die Pflanzer könnten ihren Zucker nicht mehr so wohlfeil geben, so würden wir keinen Absatz in fremden Ländern finden; aber die 30 Millionen Menschen, die in Frankreich leben, verzehren mehr Zucker als alle unsere Inseln liefern können; Unsere Pflanzer werden also durch die Erhöhung des Preises nicht zu Grunde gerichtet, und unsere Handlung zur See nicht vermindert werden.

Doch laßt uns annehmen der angedrohte Jammer käme über uns. Unsere Pflanzer würden nicht Hungers sterben. In Frankreich sind keine Leibeigene, keine weissen Neger, dennoch sind alle unsere Felder gut bestellt, und Niemand, der arbeiten will, stirbt Hungers. . . . Aber die Handlung, die Seehandlung, das Geld, die Flotten, die Matrosen. . . . Gesetzgeber! kommt von dem unglücklichen Wahn zurück, daß die Handlung eine Nation mächtig und glücklich mache. Englands Beyspiel verführt euch. Betrachtet diese Nation im Inneren mit mehrerer Aufmerksamkeit, und ihr werdet sie um ihr Glück nicht beneiden. England ist wie alle Nationen bey denen der Krämergeist die Oberhand gewinnt, und das Handlungsinteresse alle anderen verschlingt, eine Aristokratie des Ellen-

Ellenstocks, die elendeste, verderblichste, am schnellsten zu Grunde richtende Regierungsform. Bey einer solchen Nation ist der Werth des Menschen null. Wer kein Geld hat ist in ihren Augen *not worth a groat*. Selbst auf den Sklavenmärkten der Barbarey hat die Menschheit höheren Werth als zu London. Dort berechnet man Ehre, Tugend, Vaterlandsliebe nach Prozenten. Gesezgeber! Eure Gesetze sollen unsere Nation regeneriren; Werdet ihr durch Begünstigung der Handlungssucht den Grund zu dem moralischen Verderben legen, das England in den schon offenen Abgrund stürzen muß? Werdet ihr durch Sanktionirung der schreyendsten Ungerechtigkeit den Frankreichern sagen, es liege nichts daran, ob wir gerecht und menschlich seyen, wenn wir nur reich werden? Werdet ihr zum Prinzip eures Gesetzbuches annehmen, die Ungerechtigkeit sey gut, wenn sie nur Gold einbringt? dann entsage ich der Ehre ein französischer Bürger zu seyn. Ich hasse den Krämergeist der Engländer und verabscheue ihr Glück von Rauschgold. Der reichen Krämer, die ihr Gold mit Schöffeln messen, sind freilich manche, aber die Nation schmachtet im Elende bey Geist und Seele verderbenden Fabrikarbeiten, die dem Menschen zur Maschine machen. Sind sie glücklich die zahllose Menge von Bettlern, deren nothdürftiger Unterhalt dem Staate fünf Millionen Pfund Sterlinge kostet? Sind sie glücklich die vielen Tausende von Ackersleuten, die jährlich nach Amerika auswandern?

Jähr-

Jährlich werden einige tausende Verbrecher gehangen, weit mehrere deportirt, dennoch wimmeln die Strassen von London von Bettlern, Dieben, Hurren, die Landwege von Strassenräubern. Gesetzgeber! wenn euer Gesetz uns kein grösseres Glück zu verschaffen weifs, als das was jenseits des Kanals blühet, so zieht nach Hause, und überlaßt es der Vorsehung für uns zu sorgen.

Reich sind sie geworden. Sie haben ja die Schätze aller Nabobs von Indien geplündert. Vom Raube wird der Räuber nicht arm. Aber gebt ihnen alle Schätze beider Indien, fürchtet ihr, sie werden euch mit ihren Geldsäcken todt werfen? Wer war reicher, Rom oder Carthago? Je nun, laßt sie Schätze auf Schätze häufen; sie sammeln für uns diese Carthaginenser der neuen Welt; ein günstiger Wind führt uns an ihre Küste; dann werdet ihr sehen, was für Helden ihre bewafneten Schneider, Weber, ellenschlagende Tagdiebe, Wucherer, Stockjobbers seyen; und ob nicht ein Granadier ihrer Hunderte mit einer Peitsche in die Flucht jagt.

Aber wir brauchen geübte Matrosen. Zur Noth hönnten wir ihrer wohl entbehren; aber es sey. Uebt sie der Krieg nicht besser als die Handlung? Waren die Flibustier auf Kauffartheschiffen gebildete Matrosen? Ihr habt 50000 Matrosen. Mit diesen könnt ihr 500 Kapers ausrücken, die Englands Handlung zu Grunde richten können, wenn sie nicht ihre Zeit mit Sicherung

rung ihrer Prisen verlieren, sondern jedes Schiff das sie nehmen in Grund bohren, und die Mannschaft am nächsten Lande aussetzen. Laßt sie auch noch so viele Kriegsschiffe haben, sie müssen doch irgendwo eine Blösse geben. Sie können nicht zugleich eure Häven blokiren, ihre Handlungsschiffe convoiren, und ihre Küste decken. Ehe ein Jahr vorüber ist, bitten sie euch um Friede.

Ihr fragt, wer verbürgt den Erfolg? Setzt, er täusche unsere gegründete Hoffnung, was dann? Wird dadurch die Sklaverey der Neger gerechtfertiget? Gesetzgeber! ist einer unter euch, dem ein Bubenstück um Millionen, um den Szepter von Golkonda feil wäre? Er trette hervor, und lade auf sich die Verabscheuung aller Franzosen. Aber wenn keiner unter euch ist, der zu einer Schandthat feil wäre, wenn sie auch noch so gut bezahlt würde, dürft ihr es wagen im Namen der ganzen Nation auszusprechen, daß der Glanz des Goldes in ihren Augen die Gräuel der Negerhandlung veredle? Bedenkt, daß eine Nation, die im heftigsten Sturme der Leidenschaften ihre Regeneration unternimmt, allen übrigen Nationen Beyspiele der Tugend und der Rechtlichkeit aufzustellen schuldig sey. Seht! wird einst die Muse der Geschichte sagen, eine Reforme der schändlichsten Mißbräuche kündigten die Frankreicher an. Doch gieng die Reforme nur bis an den Beutel; die verabscheuungswürdigsten Ungerechtigkeiten billig-

billigten sie, sanktionirten sie, weil sie Geld eintragen. Vernunft und Redlichkeit hiengen sie zur Schau aus; kleinlicher Krämergeist und niedrige Habsucht bestimmten die Gesetze ihrer Repräsentanten. Sie billigten, daß man die Felder mit dem Blute ihrer schwarzen Brüder düngte, um wohlfeilen Zucker und Coffee zu trinken. Die niedrigste Habsucht überschrie die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit, auch in der Versammlung ihrer Weisen, ihrer Gesetzgeber.

§. 95. Die National-Versammlung hob die Knechtschaft der Neger auf; die Weissen setzten sich gegen das Gesez und büßten ihre Tyranney mit ihrem Leben. Was seitdem geschah, wünscht jeder biedere Mann aus dem Buche der Geschichte Frankreichs vertilgen zu können. In England stellte man sich an, als wollte man wenigstens den Negerhandel verbiethen, um den Eigennutz des Herrn für die Erhaltung und Fortpflanzung seiner Sklaven, zu interessiren. Als darüber im Parlamente debattirt wurde, so fielen Behauptungen vor, die jedes Deutschen Aufmerksamkeit verdienen. Die Neger, sprach ein Wortführer der Negerhändler, sind nicht unglücklicher als die deutschen Bauern; auch diese müssen für ihre Herrn arbeiten, können verkauft und vertauscht werden. Ein Neger kostet weit mehr, als ein deutscher Held zu fünf Kreuzern, und lebt besser. Er wird gepeitscht. Wird der deutsche Krieger besser behandelt?

Er

Er führte zum Beweise die Behandlung der Hessen an, die mit den Engländern in Amerika gefochten hatten. Deutsche! so denken die Londonerkrämer von euch; so sprechen sie in ihren feilen Zunftgilden, die sie Parlamente nennen.

§. 96. Als einige polnische Edelleute den Kaiser Napoleon batten die Sklaverey ihrer Bauern nur noch wenigstens einige Jahre bestehen zu lassen, so soll er geantwortet haben: auch nicht eine Minute. Wird er nach einer solchen Aeusserung die Sklaverey der schwarzen Neger sanktioniren, nachdem er die Sklaverey der weissen Neger aufgehoben hat? Wird er auf die dringenden Vorstellungen der Vernunft und der Gerechtigkeit antworten? alles Recht, aber wir brauchen Zucker und Coffee. Er, der in seinen Manifesten gegen England ankündigte, daß die einzige ächte Politik die Gerechtigkeit sey, wird er einen *Code noir* seinen Namen vorsetzen, und aussprechen: *justum est, quod nummos facit*? Da wäre ja die Räuberexpedition gegen Kopenhagen gerechtfertiget; da wäre der Vater-, der Brudermord, der sinnereiche Pulverkarrenanschlag gerechtfertiget; dann *justum est, quod prodest*.

§. 97. Frankreich, sagt man, muß eine grosse Marine, also auch Colonien, also auch Neger haben; so sagen auch der Dieb, der Strassenräuber, der feile Meuchelmörder; wir müssen Geld haben. Stehlen und Rauben sind freilich die Mittel, die am geschwindesten zum
Ziele

Ziele führen. So sagten auch die Engländer, so sagen sie vielleicht noch; wir müssen uns den Buonaparte vom Halse schaffen, sonst rutscht er uns, ehe wir es uns versehen, über den Kanal herüber. Es ist nicht leicht einzusehen, warum Frankreich eine Marine und Colonien haben muß. China ist ein weit grösseres Reich als Frankreich, und bestehet seit Jahrtausenden ohne Marine, ohne Colonien, ohne Seehandlung. Japan verschliesst seine Häven allen Schiffen. In beiden Reichen ist man so weit davon die Schacherey zu begünstigen, daß man die Kaufleute und Krämer zur untersten Klasse der Nation rechnet. Wenn es aber durchaus seyn muß, so muß man freilich versuchen Sandomingo wieder zu erobern, und wenn der zweite Versuch besser gelingt als der erste, so muß man alles Schwarze, das gegen die Wand pifft, nach ächt israelitischer, alt testamentarischer Weise abschlachten; und muß somit das ganze grosse Land zur Einöde machen; denn liesse man diese Kerls leben, so müßte man immer in Furcht und Aengsten seyn, daß sie die nächste beste Gelegenheit ergreifen müßten, um sich an ihren Tyrannen zu rächen; dann müßte man wieder 500000 schwarze Menschen kaufen; man müßte die Verkäufer durch schlechte Waare betrügen, weil man sie wohlfeil haben muß. Man müßte das gekaufte Menschengvieh, wie Häringe in eine Tonne packen, damit die Fracht weniger koste. Man müßte sie wieder an hart-

hartherzige Pflanzer verkaufen; man müßte ein mit Blut geschriebenes Gesetzbuch für sie machen, und neue unerhörte Martern ersinnen, um durch Schröcken ihre Kräfte zu lähmen. Man müßte den Eigenthümern verbiethen sie menschlich zu behandeln, damit sie nicht übermüthig werden; man müßte ihnen fleissig die Haut mit der Peitsche gerben, damit sie sich desto mehr anstrengen; und dann, wenn wir alle diese menschenfreundlichen Pflichten und Verbindlichkeiten auf das pünktlichste werden erfüllt haben, dann wird uns die Vorsehung hundertfältig, durch ergiebige Zucker- und Coffee-Erndten lohnen, und wir werden, Juh he! wenigstens einen halben Kreuzer bey allen Zucker gewinnen, den wir ins Ausland verkaufen werden; da wird uns Gold von allen Seiten zufließen, und gelingt alles nach Wunsch und Verdienst, so könnten wir wohl gar die Entreprise den Teufel mit Pech und Schwefel zu verlegen übernehmen, und eine cabotage Handlung mit der Hölle instradiren. Unsere Schiffer würden die armen Seelen als Ballast in ihren Negerschiffen wohlfeiler überführen als der alte Charon, und so gewännen wir den Alleinhandel nach Plutos grossem Reiche; und dann. . . . Und dann? . . . Je nun! laßt sich dann eine grössere Wonne denken, als durch Schachern Geld zu gewinnen? Geld regiert die Welt; dann treiben wir es gerade so wie die Engländer. . . . Dann geht ihr aber auch gewifs zu Grunde wie sie. Dann werdet ihr die

Cartha-

Carthaginer von Europa, und die als Russen maskirte Tartarn werden eure Römer werden.

Frankreicher! laßt euch von der Muse der Geschichte belehren. In allen Kriegen zwischen armen und reichen Nationen, welche siegte? Immer die ärmere. Die armen Spartaner und Macedonier schlugen die reichen Persaner; das arme Rom überwand das reiche Carthago; die armen Holländer Häringfischer, besiegten Philipp, der die Schätze beider Indien besaß; die armen baarfüßigen Amerikaner zwangen die Heere der reichen Britten das Gewehr zu strecken. Die arme Nation muß immer siegen, denn weil sie nur das will was sie braucht, so hat sie immer alles was sie zum Kriegführen braucht. Nicht so die reiche Nation. Einer reichen Krämernation mangelt das Wesentlichste, persönlicher Muth und Vaterlandsliebe. Sie muß Krieger kaufen, die für sie fechten; die arme Nation hat so viele Krieger als Bürger; die reiche Nation fürchtet zu verlieren; die arme hofft zu gewinnen.

Als im ersten punischen Kriege die Carthaginer die römische Flotte zu Grunde gerichtet hatten, so griff jeder Bürger zur Axt. In zwey Monaten stund eine neue Flotte segelfertig im Haven. Sie stach in die See, schlug die Carthaginer und erfocht einen rühmlichen Frieden. Sechshundert Jahre darnach war Rom die reichste Stadt der ganzen Welt. Sie war mit 4 Millionen Menschen bevölkert, unter denen

80000

80000 Komedianten, Sänger, Tänzer, Pantomimen und Philosophen waren. Da zog Alaric mit 40000 Gothen gegen Rom; und man konnte keine Armee aufbringen um die Stadt zu vertheidigen. Man negocirte: bedenke, sagten die Abgeordneten, die ungeheure Bevölkerung Roms. Bringe nicht 4 Millionen Menschen zur Verzweiflung. Alaric lachte. Je dichter das Heu stehet, antwortete er, desto leichter kanns gemähet werden. Durch Habsucht und Eigennutz waren die Welteroberer zu Heu für eine Horde Barbaren herab gesunken. Frankreicher! wenn ihr durch dick und dünn wattet, um Schätze zu sammeln, so werdet ihr Heu für die Russen. Ihr werdet London plündern, aber ehe ein Jahrhundert verstreicht, werden die Russen Paris plündern; denn es wird eine Zeit kommen, wo auch sie ihren Napoleon haben werden, der eure brodirten Heere wie Heu mähen wird.

§. 98. Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich, daß die Goldgier und Handlungssucht falsche und übelberechnete Speculationen der Menschen und der Nationen seyen, und daß die Sklaverey kein erlaubter, nützlicher und vernünftiger Vertrag, sondern ein dem Räuber selbst gefährliche und verderbliche Räuberey sey, die ihn von Consequenzen zu Consequenzen dahin bringt, daß er ein der Menschheit weit verabscheuungswürdigeres Ungeheuer wird, als die, von denen die Helden des grauen Alterthums die Erde befreieten.

§. 99.

§. 99. Die Begattung nennen unsere Rechtslehrer einen Contract, vermittels welchem ein Mann und ein Weib sich verbinden, Kinder zu zeugen und zu erziehen. Auch dieser Satz ist ein naturalisirter positiver Satz.

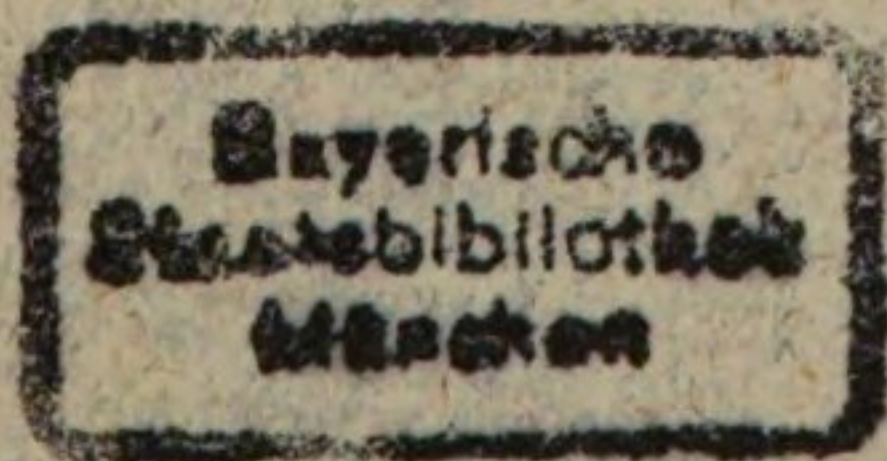
Die Begattung der Menschen ist von der Begattung der Thiere nicht unterschieden. Derselbe physische Trieb, der die Thiere beider Geschlechter einander näher bringt, bestimmt die Menschen zu durchaus ähnlichen Handlungen, deren einziger unmittelbarer Zweck die Befriedigung eines physischen Bedürfnisses ist. Es ist eben so wenig unvernünftig dieses natürliche Bedürfnis, als irgend ein anderes zu befriedigen. Das Uebel ist im Uebermaasse, das so wie andere Excessen durch Ekel, Schwächung, Krankheit und frühen schmerzhaften Tod bestraft wird.

§. 100. Dafs der Mensch immer bey solchen Handlungen die Absicht Kinder zu zeugen haben müsse, ist eine ascetisch moralische Speculation, die nicht auf die Natur des Menschen gegründet ist. Was den Mann an das Weib fesselt, ist der Wunsch die Mittel zu Befriedigung seiner Begierden an der Hand zu haben; die Gewohnheit, welche die Fesseln verniethet, und endlich die Freude ein Geschöpf entstehen zu sehen, das wir als unser Werk betrachten. Allein diese Fesseln sind Blumenketten, die der Mensch zerreißt, wann er will. Nichts legt ihm Treue und Beständigkeit als unverbrüchliche Ver-

Verbindlichkeiten auf. Die Gatten trennen sich, wenn ihre Verbindung ihnen lästig wird, ohne irgend eine Pflicht zu verletzen. Die Furdauer der Verbindung ist dem schwächeren Geschlechte vortheilhafter als dem unsrigen, und eben darum sehen wir auch im weiblichen Geschlechte mehr Treue und Anhänglichkeit. Beide Geschlechter bestimmt aber gewiss nur die Selbstliebe das Bündniss zu schliessen, das wir Ehe nennen.

§. 101. Einige Theologen rechnen die Enthaltsamkeit von aller Vertraulichkeit mit dem anderen Geschlechte zu den Tugenden und nennen sie Keuschheit. Sie versichern, dass Gott ein grosses Wohlgefallen an derselben habe. Allein es ist unwidersprechlich, dass der Schöpfer der Natur den Trieb zur Begattung in den Menschen gelegt habe; dass es somit seiner Absicht gemäss sey, dass die Menschen durch Befriedigung desselben die Welt bevölkern. Der Mensch, der diesem Triebe widersteht, handelt also gegen das Ziel des Schöpfers. Wenn Adam und Eva statt diesem Triebe zu folgen, in der Absicht etwas Gott gefälliges zu thun, demselben widerstanden hätten, so wäre mit ihnen die Welt ausgestorben. Es ist nicht abzusehen, was für erspriessliche Folgen für uns, für unsere Mitmenschen auch nur möglicher Weise aus einer vollkommenen Enthaltsamkeit entspringen könnten; und wie es dem Schöpfer der Natur zur Ehre und Wohlgefallen gereichen könne,

G



könne, wenn wir seine Geschenke ausschlagen, Hunger und Durst leiden, uns den Rücken wund hauen. Diese Meinung ist weder auf Vernunft noch auf Offenbarung gegründet, denn selbst diese schreibt nur Mässigung und Gesetzmässigkeit vor.

§. 102. Die Folge der Begattung ist die Erzeugung von Kindern. Die Natur hat für ihre Erhaltung gesorgt, indem sie die Eigenliebe der Eltern für dieselbe interessirt. Sie lieben sich selbst in ihren Kindern; sie betrachten dieselben als Theile von sich selbst, als ihre Geschöpfe. Da das neugeborene Kind vorzüglich der Hilfe der Mutter bedarf, so ist auch die Zärtlichkeit der Mutter für ihre Kinder weit lebhafter als die des Vaters; es sey, daß die Natur, wie Gall behauptet, den Weiberkopf mit einem besonderen Organe der Kinderliebe ausgerüstet, oder daß sie mit Erfüllung der Mutterpflichten Reize verbunden habe. Aerzte versichern mit Wahrscheinlichkeit, daß das Stillen eines Kindes die Mutter nicht nur von dem schmerzhaften Drucke der Milch befreye, sondern auch mit einer sehr angenehmen Empfindung verbunden sey. Der Vater kann nur dadurch zum Wohle und zur Erhaltung seines kleinen Geschöpfes beytragen, daß er für die Erhaltung und die Nahrung der Mutter sorgt. Wir sehen also, daß auch die Pflichten der Eltern gegen Kinder auf dem Triebe der Selbstliebe der Eltern gegründet seyen. Immer verbindet

bindet die Natur unsere Selbstliebe mit dem Wohle unserer Mitmenschen, wenn sie uns Pflichten gegen dieselben auferlegt.

§. 103. Ist der Zweck der Natur erreicht, und das Kind in der Lage, für seine Existenz selbst zu sorgen, so hören die Verbindlichkeiten der Eltern von selbst auf. Doch fesselt die Gewohnheit die Glieder einer Familie an einander, und sie werden einander nie ganz fremd. Die auf mehrjährige Erfahrung gegründete Weisheit der Eltern wird eine Autorität für die Kinder, begründet aber kein Eigenthumsrecht der Eltern auf die Kinder; gibt ihnen kein Recht über Leben und Tod derselben. Diese angeblichen Gerechtsamen der väterlichen Gewalt sind Mißgeburten des römischen Rechts.

§. 104. Hat im Stande der Natur ein Mensch in irgend einem Falle ein Recht über Leben und Tod seines Mitmenschen? Die Rechtslehrer unterscheiden zwischen vollkommenen und unvollkommenen wechselseitigen Pflichten. Die Verletzung der ersteren, sagen sie, geben dem Beleidigten ein unbestimmtes Zwangsrecht gegen den Beleidiger, nicht aber die Verletzung der letzteren. Sie behaupten, daß ein Angriff auf das Leben, die Gesundheit, die Freyheit, das Eigenthum eines Menschen von dem Beleidigten mit dem Tode und zweckmässigen andern Gewaltthaten bestraft werden könne. Diese Behauptung ist unrichtig. Wer angegriffen wird, kann und muß sich wehren. Fällt der Angrei-

fende im Kampfe, so ist der Angegriffene schuldlos. Der Tod des Angreifers ist eine natürliche nicht bezweckte Folge des Angriffs; sie ist die von der Natur, und nicht von dem Angegriffenen über die Ungerechtigkeit verhängte Strafe. Ein Recht zu tödten, setzt voraus, daß wir Leben und Tod in unserer Macht haben; so ist es aber nicht. Es stehet uns nicht frey, nach Willkühr den Angreifer zu tödten oder leben zu lassen.

§. 105. Die Rechtslehrer gehen noch weiter und behaupten, daß wir aus kluger Vorsicht einen gefährlichen Feind, von dem wir gewiß wissen, daß er uns nach dem Leben trachte, tödten oder lähmen dürfen. Da hätten also die faulen und feigen Menschen vor wachsamem und herzhaften Menschen ganz besondere Vorrechte. Da hätten Tyrannen, die sich bewußt sind, daß sie den Haß der Menschheit verdienen, das Recht die Welt zur Einöde zu machen. Da hätten die Jakobiner in Frankreich gerecht und weise gehandelt, die aristokratisch und königlich Gesinnten zu mezen, denn sie waren vollkommen überzeugt, daß wenn diese die Oberhand gewännen, sie es ihnen nicht besser machen würden. Solche Behauptungen verdienen keine ernstliche Widerlegung. Sie sind aus der Cabinetsjurisprudenz feiger Tyrannen entlehnet. Um ihre Habsucht, ihre Launen zu befriedigen, erlauben sie sich schreiende Ungerechtigkeiten; dann fürchten sie sich vor der Rache des Beleidigten

digten, und legen ihm Fesseln an. Sie fürchten sogar, daß er auch diese brechen dürfte, und nehmen ihm aus kluger Vorsicht sein Leben. Feile Schriftsteller, denen sie ein Stück von seinem Fleische zuwerfen, leiten dann aus dem Naturrechte ab, daß sie dem Rechte kluger Vorsicht gemäß gehandelt haben.

§. 106. Da im Stande der Natur kein Eigenthum, kein Vertrag bestehet, so ist auch kein Zwangsrecht gedenkbar. Wo kein Mein und Dein ist, giebt es keine Prozesse und keine Kriege. Durch Ungerechtigkeit ist nichts zu gewinnen; also ist der Mensch gerecht. Nur durch Gemeinnützigkeit kann er seinen Zustand verbessern, und somit wird er wohlthätig. Die vernünftige Selbstliebe jedes einzelnen Menschen ist die sicherste Gewährleisterin ihrer wechselseitigen Verbindlichkeiten.

§. 107. Im Zustande der Natur ist keine Collision der Pflichten, da von einem unwandelbaren allgemeinen Prinzip abgeleitete Folgerungen sich nicht widersprechen können. Eben diese Collision der Pflichten in dem, was unsere Lehrer Naturrecht nennen, beweist, daß ihr System auf schwankenden Fundamenten gebauet sey. Wir sollen, sagen sie in solchen Fällen das grössere Gut vorziehen, selbst mit Aufopferung unserer selbst. Wenn aber offenbar ist, daß der Mensch so organisiret ist, daß er kein grösseres Gut auf Erden kennt als seine Selbsterhaltung, so bleiben die Resultate dennoch immer

mer dieselben, und die auferlegte Aufopferung seiner selbst eine ascetische Speculation. Alle Fälle, welche sie anführen um die Collision der Pflichten auseinander zu setzen, treten aus dem reinen Stande der Natur heraus, und setzen accidentale Pflichten voraus, die durch übersinnliche Belohnungen und Strafen sanktionirt sind. Die Syllogismen der Juristen widersprechen dem richtigen Gefühle aller Menschen, die jede Aufopferung unserer selbst, als gute verdienstliche Werke, als Heldenthaten preisen, welches sie wohl nicht thun würden, wenn ihnen ihr Bewußtseyn sagte, daß sie strenge Pflicht seyen.

Von den Verhältnissen der Menschen in bürgerlichen Gesellschaften.

§. 108. Ausser Robinson lebte wohl kein Mensch im reinen Zustande der Natur. Alle Menschen, Wilde und Gesittete, haben bestimmte zufällige Nebenverhältnisse, und haben sich mehr oder weniger vom reinen Zustande der Natur entfernt. Vom einsamen Buschmanne am Kap bis zum Pariser Hofmanne, zum zeremoniösen Chineser ist ein ungeheurer Sprung. Die Geschichte zeigt uns Menschen in allen verschiedenen Gradationen zwischen beiden; allein dennoch wissen wir nicht, durch welche Bestimmungen die Menschen von einer Gradation zur anderen übergehen, durch welchen Zauber ein bluttriefender, mit Schmutz und Fett bedeck-

bedeckter Menschenfresser, in einen eleganten Muskadin verwandelt wird, und wie der freye Wilde dahin gebracht werden kann, daß er auch bey den unbedeutendsten Handlungen sich nach bestimmten Regeln richte.

§. 109. Ueber die Art wie die ersten bürgerlichen Gesellschaften entstanden seyen, hat man manche Hypothesen ersinnet; von denen auch nicht eine das Räthsel löset. Einige Lehrer stellen sich vor, die ersten Menschen hätten, jede Familie einzeln, gleich Patriarchen auf ihren Feldern gelebt, und hätten sich dann zu wechselseitigen Beystande verbunden; zur zweckmässigeren Direction ihrer vereinigten Kräfte hätten sie Anführer gewählt, die in der Folge Obrigkeiten geworden seyen. Da wir aber gezeigt haben, daß im Stande der Natur kein Eigenthum und am wenigsten ein Grundeigenthum sey, so kann aus einer solchen Association kein Staat entstanden seyn; und es ist das patriarchalische Leben der Associrten weiter nichts als eine Träumerey.

§. 110. Einige glauben, eine einzige Familie sey wie die Nachkommenschaft Abrahams zu einen Staat angewachsen. Der Vater, sagen sie, ist das natürliche Oberhaupt seiner Posterität, und der Gesetzgeber derselben. Nach seinem Tode sey seine Gewalt auf den ältesten Sohn übergegangen. Aus der Familie sey ein Volk, aus der väterlichen Gewalt die königliche entstanden. Es ist gezeigt worden, daß im Stande

Stande der Natur der Vater keine obrigkeitliche Rechte über seine Kinder habe. Uebrigens sind diese väterlichen Rechte persönlich, und können auf kein anderes Glied der Familie übergehen.

Andere behaupten, der Staat sey aus der Knechtschaft entstanden. Uebermächtige Menschen hätten die zerstreuten Menschen zusammengetrieben, und sie gezwungen ihnen zu dienen. Die unbestimmte Gewalt des Herrn sey in eine gesetzmässige übergegangen, und somit seyen die Knechte zu Unterthanen geadelt worden. Allein im Stande der Natur ist eine vertragsmässige Knechtschaft ein Unding. Eine fürdauernde physische Gewalt des Einzelnen über Viele ist nicht gedenkbar.

Viele machen Gott selbst zum Stifter der ersten bürgerlichen Gesellschaft; sie glauben nemlich, daß er durch unmittelbare Einwirkung die zerstreuten Menschen einander näher gebracht, ihnen Gesetze und eine bestimmte Regierungsform gegeben habe; eine solche Behauptung ist keine Hypothese, sondern eine That-
sache, die also erwiesen werden muß.

§. 111. Beynahe alle nehmen an, daß zu Gründung eines Staates ein Gesellschaftsvertrag, und eine Verabredung über die Regierungsform nothwendig seyen. Sie setzen also immer eine ganz unrichtige Behauptung voraus, daß nemlich im Stande der Natur Verträge verbindlich seyen. Das *pactum sociale* und das *decretum formae*

formae sind Märchen, die bereits einige neuere Schriftsteller aufgegeben haben. Kurz, wir sehen daß Staaten bestehen; wie sie aber entstanden sind, wie der Mensch von der vollkommensten Ungebundenheit zur Gesetzmässigkeit übergieng, wissen wir nicht.

§. 112. Die Selbstliebe ist der Grundtrieb aller unserer Handlungen; also kann nur ein grosses gemeinsames Interesse die Menschen bewegen sich einander zu nähern, und beysamm zu bleiben. Dieser Satz bedarf wohl keines Beweises. Niemand associet sich mit anderen Menschen, wenn er nicht seine Rechnung dabey findet; durch eine solche Association will jeder gewinnen, und wenn er sichs gefallen läßt ein Opfer dem gemeinen Wohle zu bringen, so erwartet er, daß der Gewinn den Verlust übertreffen werde, sonst zieht er sich zurück. Das Fundament des Staates ist also ein grosses gemeinsames Interesse, ein gemeinsamer Vorthail, der nur durch Beysammwohnen und bleiben erhalten werden kann.

§. 113. Wahrscheinlich war eine Zeit, wo die Menschen die Kunst noch nicht erfunden hatten Feuer nach Belieben zu machen. Sie hatten keinen Stahl, und die Kunst durch Reibung zweier Hölzer Feuer hervorzubringen, war gewiß schwer zu erfinden. Wenn nun die Natur mittels Selbstentzündungen der Wälder, oder durch den Ausbruch von Vulkanen die Menschen mit dieser Erscheinung bekannt machte,

so

so war sie für dieselben ein schreckliches aber herrliches Phänomen, das sie als etwas übermenschliches bewunderten. Sie sahen an demselben einen sonnenähnlichen Glanz, eine lebhaft knasternde Bewegung; sie sahen dieses Wunderding Bäume so alt als die Welt verzehren. Ergriff das Feuer die mit dürrem Grase bedeckten Steppen, so gab die Schnelligkeit der Verbreitung einen bewunderungswürdigen Anblick, und manche Menschen mögen ihre Neugier mit dem Leben gebüßt haben. Das Feuer wurde ganz gewiß der erste Gegenstand der Anbettung der Menschen. Wie konnte es anders seyn? Sie sahen ja den Strahl, der das Feuer entzündete, vom Himmel herabkommen. Sie sahen am Himmel eine sich frey bewegende Kugel, die an Glanz an erwärmender Kraft dem Feuer ähnlich war; sie sahen es Holz, Steine, Menschen verzehren, also essen. In ehrerbietiger Entfernung fielen sie nieder und batten den schrecklichen Gott um Schonung. Ein Plazregen fiel, und der Gott verschwand.

§. 114. Wie oft mag wohl dieses Schauspiel sich zugetragen haben, ehe die Menschen es wagten sich dem Ungeheuer zu nahen? Vielleicht war ein junges, unbesonnenes Mädchen die erste, die den Muth faßte, sich der erlöschenden Flamme zu nähern, und mit ihrer Keule nach derselben zu langen. Die Flamme ergriff die Keule, und loderte hoch auf. Ein anderer dürrer Ast zeigte dasselbe Phänomen,
und

und sieh! nun sind die Menschen durch die kindische Herzhaftigkeit eines Kindes zur Erkenntniß gelangt, daß es nur von ihnen abhänge zu machen, daß der Gott bey ihnen bleibe. Sie dürfen ihn ja nur durch unschuldige Mädchen füttern lassen; und somit entstand der Dienst der Vesta, der Feuerdienst; die älteste aller Religionen, die in Asien und in Europa allgemein war.

§. 115. Man hatte einen Gott, und Priesterinnen; nun war auch eine Wahlfahrt gegründet, denn der Gott liefs sich nicht von der Stelle bringen. Um seinen Altar mußten Hütten für die Priesterinnen gebauet werden. Man mußte ihnen Leute zugeben, die Holz zutrug, dazu schickte sich Niemand beseer als die Alten, die ohnehin zur Jagd nicht taugten, und die der wesentlich erfordernten Unschuld der Priesterinnen nicht gefährlich waren. Diese Holzmacher wurden Priester der Gottheit. Unter diesen Umständen war es eine allgemeine Calamität, wenn das Feuer verlöschte, weil dann die ganze Herrlichkeit auf Jahre schwand. Die Priesterinnen, denen man die Schuld beymaß, büßten sie mit dem Leben. Daher die schrecklichen, aus dem grauesten Alterthume herstammenden Strafen der Vestalinnen, die das heilige Feuer ausgehen liessen, und die Keuschheit verletzten.

§. 116. Der Gott mußte gefüttert werden. Grosse Herrn essen gerne gute Bissen. Der Gott bekam also das beste Stück der Jagd. Allein zu
dieser

dieser Zeit waren wohl auch die Anbether Menschenfresser, und Menschenfleisch war für sie ein Leckerbissen. Wenn also die Menschenjagd gut ausfiel, so bekam der Gott auch seinen Antheil, und somit entstanden Menschenopfer.

§. 117. Menschen, die täglich mit irgend einem Gegenstande zu thun haben, gelangen bald zu Erfahrungen, welche den übrigen unbekannt bleiben. Man bemerkte bald, daß der Regen sich zu Bächen sammle, die das Feuer verlöschen. Auf Anhöhen konnten sie ihn nicht erreichen. Man urtheilte, der Gott liebe die Anhöhen. Auch der Regen war ihm zuwider. Man schützte ihn vor dem Regen durch in einander geflochtene Zweige, und so entstand der erste Tempel.

§. 118. Fernere Erfahrungen belehrten die Priester, daß man durch Oeffnung oder Verschließung eines Luftzuges die Flamme hell auflodern machen könne. Wie und warum dieses geschah, wußten sie nicht; der Zufall führte sie vielleicht darauf, daß die Verrückung eines Steines diese Wirkung hervorbringe. Nun waren sie im Besitze eines Orakels. So ist das flüssigwerden des Bluts des heiligen Januarius eine Erscheinung, welche die Priester sehr gut zu benützen wissen, ungeachtet unsere Chemie diese Erscheinung aus den Gesetzen der Natur zu erklären nicht vermag. Nun sind die Fundamente des Staates gelegt; nun sind die an ein herumziehendes Leben gewohnte Menschen
an

an ein Centrum gefesselt; denn wenn sie auch ihren Gott mit sich herumführen lernen, so ist er doch bey ihren Zügen der Gefahr des Verlöschens ausgesetzt, und sie entfernen sich nicht so weit von dem Orte, wo das nicht verlöschende Feuer brennt, daß ihnen die Hinreise zu beschwerlich würde. Die, welche ihr Feuer von demselben Altar nehmen, bilden von dieser Stunde an eine Corporation.

§. 119. Man mag bald bemerkt haben, daß die aus dem Gotte strömende Wärme nicht nur dem Körper angenehm und wohlthätig sey, sondern auch das Fleisch schmackhafter mache. Das Braten des Fleisches wurde also eine Religionsübung, und der erste Schritt zur Verfeinerung. Aus Religiosität als der Mensch nur solches Fleisch, an dem sein Gott genagt hatte. Gekochtes Fleisch verdrängte den Geschmack an rohen; und so entstunden auf Religion gegründete Sitten lange vor irgend einem positiven Gesetze.

§. 120. So lange der Mensch dem Wilde nachzieht hat er keine bleibende Stätte. Wenn er aber einen festen Punkt hat, auf den er bey allen seinen Zügen immer ein Aug richtet, so wird hiedurch seine Wanderungslust beschränkt. An den wohlthätigen Einfluß des Feuers gewohnt, stäts in Gefahr dasselbe auf seinen Wanderungen verlöschen zu sehen, unvermögend dieses leuchtende Meteor wieder hervorzubringen, entfernt er sich nicht mehr so weit von dem

dem Punkte, wo er sicher ist welches zu finden. Bald nimmt man wahr, daß bey dem zufälligen Ertrage des Fischfangs und der Jagd die Subsistenz der Priester und Priesterinnen nicht gesichert sey. Man ist also der Gefahr ausgesetzt, daß der Gott von seinen Anbethern weiche. Der freye Wilde kennt zwar die Elemente des Ackerbaues. Er weiß, daß, wenn man Saamen in die gekrazte Erde streut, der Saamen sich vervielfältige. Aber er verabscheuet das Kratzen der Erde. Doch die Gefahr seinen Gott zu verlieren, überwindet seinen Abscheu; die Felder um den Tempel werden durch gemeinschaftliche Arbeit urbar gemacht, und mit nahrhaften Gewächsen besäet. Diese Felder sind heilig, denn sie sind zum Gottesdienste bestimmt; und so entstand gemeinsames Eigenthum für die Horde.

§. 121. Man sieht leicht wie die Priester mit der Regierung des Feuers besser als alle übrigen Menschen vertraut, diesen Vortheil benutzen konnten um alle seine Anbether nach ihrem Willen zu lenken. Die Drohung, daß das Feuer verlöschen würde, war für alle schrecklich; um dieses Unglück zu verhüten fand man jeden zu allen bereit. Daraus folgt, daß die primitive Regierungsform eine Theokratie, eine Priesterherrschaft, und daß die Religion die Stifterinn der ersten Staaten war. Diesen Satz bestätigt die Geschichte. Alle Nationen schreiben ihre ersten Gesetze den Göttern zu.

Bey

Bey allen Nationen finden wir die Priester an der Spitze derselben.

§. 122. Den Menschen, die Mufse bey spielender Arbeit haben, schärft die Langweile den Verstand. Wer mit schwerer täglicher Arbeit, und Nahrungssorgen beladen ist, hat keine Zeit zu Spekulationen. Die Priester waren es also, welche die ersten Anfangsgründe der Künsten ersannen. Auch diesen Satz bestättiget die Geschichte. Unsere Voreltern wähten, dafs die nützlichsten Künste von den Göttern erfunden, und den Menschen gelehrt worden seyen. Eben die Götter stifteten jährliche Spiele, welche die zerstreut lebenden Menschen öfters versammelten, und ihnen Gelegenheit gaben sich in der Gymnastik zu üben.

§. 123. Diesemnach wäre der Dienst des Feuers die erste Religion auf Erde gewesen. Doch mit ihr entstand wahrscheinlicher Weise auch der Keim zu Schismen und Religionskriegen. Feuer kann eben sowohl durch einen vulkanischen Ausbruch als durch einen Blitzstrahl entstehen; aber für den Unwissenden sind sie nicht dasselbe Feuer. Das eine ist ihm ein himmlischer, der andere ein unterirrdischer Gott. Natürlicher Weise glaubt jeder, er habe den besseren, und die Priester steiffen jeden in seinen Glauben, der oft in religiöse Wuth gegen die Anbether des anderen Gottes ausbricht. Der Sieger schreibt seinem Gotte den Sieg zu, und opfert ihm die Gefangenen, deren Fleisch ein Reser-

Reservat für die Götter wird. Erkennt man, daß die Erhaltung ihres Lebens dem Dienste des Gottes zu Bestellung der ihm geweihten Felder nützlicher ist, so schenkt man ihnen das Leben, und zwingt sie unter Aufsicht der Priester zu arbeiten. So entsteht die Knechtschaft.

§. 124. Da die Priester im Besitze eines Orakels waren, so konnten sie ihren Gott ihrem Interesse gemäß sprechen lassen. Sie befahlen im Namen desselben, und foderten daß die Uebertreter seiner Gebothe demselben geopfert wurden. In der Gesetzgebung der ältesten Nationen findet man die deutlichsten Beweise, daß die Verbrecher den Göttern geopfert wurden. *Diis sacer esto*, sprachen die Gesetze Roms. Die Todesurtheile waren bey allen Nationen Aussprüche der Götter, die Vollziehung derselben eine religiöse Feierlichkeit.

§. 125. Bey rohen Nationen, die keinen Luxus kennen, ist das Interesse des Einzelnen immer mehr oder weniger mit dem Wohle der ganzen Gemeinde verbunden. Daher erfolgte, daß die Macht der Priester für die Gesammtheit wohlthätig war, und die Theokratie die Wilden zu civilisirten Menschen zu ihrem Vortheile umstaltete. Der Staat, zu dem eine Horde von Wilden gebildet wurde, blühte auf. Künste und Wissenschaften verschafften den Menschen ein bequemes, gegen Unfälle gesichertes Leben. Er sah freilich, daß seine Freyheit in etwas beschränkter sey; aber er sah auch ein, daß

dafs er nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sey, Hungers zu sterben, wenn die Jagd, und der Fischfang nicht ausgiebig waren. Immer, und in allen Ländern sehen wir, dafs die Civilisation, die Cultur der Menschen in der Kirche ihren Anfang nahm, und dafs die Priester die ersten Gesetzgeber, und Lehrer der Menschen waren; auch blieben sie die erste und geehrteste Classe aller Nationen auch dann, als die oberste Gewalt im Staate ihnen entrissen wurde.

§. 126. Die Priester - Caste artete in dem Maafse aus, als die Civilisation fortschritt. So lange sie ihrem Institute getreu die Wohlthäter der Gemeinde blieben, herrschten sie unumschränkt. Als sie aber anfiengen ihrer Bequemlichkeit zu fröhnen, das gemeine Wohl ihrem Privatinteresse aufzuopfern; als die Lehrer des Volks dessen Tyrannen wurden, so sank ihre Ehrwürdigkeit in den Augen der Nation. Was aber zu ihrem Sturze am schnellsten mitwirkte, war, dafs sie die Waffen aus den Händen legten, und nicht mehr mit in die Kriege zogen, die sie selbst angezündet hatten. Zuerst zogen die Priester und die Götter mit ins Feld, und feuerten den Muth der Krieger an; bald fiengen sie aber an die Gefahren und Beschwerlichkeiten des Krieges zu scheuen. Sie übergaben die Befehlhabersstelle einem Feldherrn aus den untern Classen der Nation. Wer das Schwert in der einen Hand hat, greift früher oder später nach den Scepter. Der Feldherr schwang sich zum Könige auf. Doch blieb selbst die Krone der Thiara untergeordnet. Der Hohepriester behielt

H

eine

eine Art von religiösen Bestätigungsrechte, das ihm die Könige aus Politik überliessen, weil sie dadurch in den Augen der Nation ehrwürdiger, und der Gehorsam derselben zur religiösen Pflicht wurde. Nun war ein Staat im Staate, indem die Nation sich in zwey Theile trennte, die ein entgegengesetztes Interesse hatten. Man fieng an denselben Menschen unter zwey verschiedenen Beziehungen zu betrachten, und trennte den Staat von der Kirche. Es kam bald zwischen beiden Mächten, der geistlichen und der weltlichen, zur offenen Fehde, und in dieser unterlag immer die geistliche Macht; weil das zeitliche Wohl dem Menschen näher liegt, als das geistliche, weil der Wunderglauben nicht mehr durch Mirakel unterstützt wurde; weil endlich die ausgearteten Priester von ihrem ersten Institute abgewichen waren, und aufgehöret hatten die Wohlthäter der Menschheit zu seyn. Da ergab sich, dafs der König dem Hohenpriester das Rauchfaß aus der Hand riß, und die Thiara mit der Krone verband, oder dafs das Priesterthum in Ohnmacht und Verachtung versank, und nur eine von dem Willen des Königs abhängige Existenz behielt. Doch um dahin zu gelangen, mußten die Regenten darauf bedacht seyn, den Wunderglauben zu vertilgen, und das Band zu zerreißen welches die Layen an die Priesterschaft kettete. Sie begünstigten das Studium der Natur, und das Kenntniß ihrer Gesetze öffnete den Menschen die Augen. Sie erkannten, dafs sie durch Gauckeleyen getäuscht worden seyen; und nun

tratt

tratt der vollkommenste Szeptizismus an die Stelle des blindesten Aberglaubens.

§. 127. Zu spät erkannten die Regenten daß sie zu rasch und zu unvorsichtig zu Werke gegangen seyen. Sie hatten ihre Gegner ohnmächtig gemacht, und das Band zerrissen, daß den Layen an den Priester kettete, aber dieses Band ist das Band der bürgerlichen Gesellschaft. Sie hatten die Macht des Priesterthums vernichtet, aber sie vergassen, daß selbst ihre Macht auf Religion und das Ansehen des Priesterthums gegründet sey. Das Von Gottes Gnaden ist ein lächerlicher Titel, die Krönungszeremonien sind ein kindisches Puppenspiel, wenn die Nation an keinen Gott glaubt. Und wenn sie nicht von Gottes Gnaden sind, von wessen Gnaden sind sie dann? welches Verhältniß haben sie zur Nation? Die Rechtslehrer gaben sich vergebliche Mühe die Macht der Regenten auf andere Fundamente als die der Kirche zu gründen. Sie nahmen an, daß die bürgerliche Gesellschaft durch einen Vertrag entstanden sey. Allein, wenn auch erwiesen werden könnte, daß ein Staat auf diese Art entstehen könne, so ist es falsch, daß irgend einer auf diese Art entstanden sey. Zudem ist ein Vertrag nur für die Paziscirenden verbindlich. Niemand kann seine Nachkommenschaft verbindlich machen. Doch angenommen, daß alle Paziscirende alle ihre Rechte und Rechte und Verbindlichkeiten eingelegt haben, so konnte dennoch der Regent keine Rechte haben, die keinem der einzelnen Bürgern zustehen. Niemand kann einem an-

deren das Recht übertragen für ihn zu wollen. Worauf gründet sich also die gesetzgebende Macht? Niemand ist befugt seinen gefangenen Feind zu strafen und zu tödten. Woher also das Strafrecht? Niemand hat im Stande der Natur ein Eigenthum. Woher das Eigenthum in der bürgerlichen Gesellschaft? Woher das *Dominium eminens*?

§. 128. Nichts ist gewisser als dafs im Streit der geistlichen und der weltlichen Macht das Band der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen wurde. Wir behielten jeder ein Trum von diesem Bande an uns. Die Regenten suchten diese Trümmer aufzufangen und zusammenzuknüpfen; was ihnen dabey zu statten kam, ist der unerklärbare Zauber alter Gewohnheiten. Allein sie selbst schwächten dieser Zauber, indem sie allen alten Gewohnheiten den Krieg ankündigten; die Mode gewordene Neuerungssucht zerstört alles, was ist, und setzt nichts an ihre Stelle. Sie löset die bürgerliche Gesellschaft in Atomen auf, weil ihre Massen zu bewegen zu beschwerlich scheint. Sie macht uns zu Heu, damit sie uns leichter mähen könne. Da wir durchaus kein gemeinschaftliches Interesse haben, so ist das ganze System in individuelle isolirte Wirbel der Selbstsucht aufgelöset, die einander nie nahe kommen, als etwa um sich wechselseitig zu verschlingen. Die Socialität, die Hospitalität ist schon längst in Deutschland nicht mehr zu finden. Der düsterste Egoismus entfernt die Menschen immer mehr von einander, und macht sie einander fremd. Die Regie-

gierungen erkennen diese Wehen wohl, auch suchen sie dieselben durch Spektakel, Versammlungen bey Concerten und Bällen einander näher zu bringen. Vergebliche Mühe! die abgerundete, abgeschliffene Aussenseite der Menschen hat zu wenige Berührungspunkte; sie kleben nicht mehr an einander; sie haben kein gemeinschaftliches Interesse. Selbst an den Tafeln, die mit der Auswahl der Nation besetzt sind, ist das Tischgespräch langweilig und uninteressant. Wovon soll man auch sprechen? Von Staatssachen? Sie sind ja für uns Staats-Geheimnisse. Was liegt uns an dem Staate? Wissen wir auch wohl, zu welchen wir gehören? und ob wir, die wir heute dem Könige von A*** ewige Treue schwuren, nicht morgen dem Könige von Z*** schwören müssen? Was liegt dem Bürger, dem Bauern daran, ob er dem Könige von A***, oder dem von Z*** Steuern zahlen und Rekruten stellen muß? Die düstern Britten hängen so wenig an einander, daß sie morgen auseinander liefen, wenn ihr Land keine Insel wäre. Heerdenweise wandern die Ackersleute nach den Einöden von Amerika, und von den zahllosen Krämern die daselbst Wucher treiben, blieb nicht einer im Lande; wenn sie in Petersburg oder in Constantinopel ein oder zwey Prozente mehr gewinnen könnten. Sahen wir nicht Alle Frankreich seiner gänzlichen Auflösung nahe? Ein Mann hielt das sinkende Reich durch seinen mächtigen Arm. Er hat die Frankreicher zusammengefaßt; aber nicht zu einer Massa zusammengeschmolzen.

Karl

Karl der Grosse hatte keinen grossen Nachfolger. Ein Stofs zertrümmerte die preussischen und österreichischen Colosse. Es blieb von ihnen nur so viel beysamm, als er beysamm lassen wollte; Er hätte die unzusammhängenden Massen zu Staub zertreten können.

§. 129. Zweifelt man, dafs die Religion das Band der bürgerlichen Gesellschaft sey, so blicke man um sich, und man wird eine Nation sehen, die seit 1500 Jahren in der ganzen Welt verstreuet, dennoch eine Nation blieb, nie mit denen, unter welchen sie lebte, zusammschmolz. Man findet in Indien eine Nation die zwanzigmal erobert wurde, unter dem Joche schwerer Sklaverey seit Jahrtausenden seufzt, und dennoch das blieb, was sie vor Jahrtausenden war. Unverändert sind ihre Gesetze, ihre Religionslehren, ihre Castenabtheilungen, ihre Gebräuche. Mit unzerbrechlichen Fesseln sind sie an die heiligen Ufer des Ganges gebunden. Wir mögen wollen oder nicht, wir müssen eingestehen, dafs die alten Gesetzgeber besser als unsere Neuerer die Kunst verstunden das Band der bürgerlichen Gesellschaft zu wirken, und es um die Herzen der Menschen zu schlingen. Ihre Politik bestund darin, die Menschen so mit einander zu verbinden, dafs nichts sie trennen könne. *Divide et impera* ist die Politik unserer Neuerer; auch haben sie uns zu Staub zermalmet. Einige wenige erkennen diesen Fehler, und wünschten unsere Trümmer zusammenzuküthen, aber sie haben das Rezept zur Kütte der Alten nicht. Sie meinen alles wäre gerichtet, wenn

wenn man den Jupiter wieder auf den Altar stellte, oder den Menschen mit metaphysischen Nonsense die Köpfe elektrisirte. Allein diese Irrwische leuchten nur einige Augenblicke, und wärmen nie. Keine aus der Mode gekommene Religion blühet wieder auf; was mit der Geißel des Lächerlichen berührt worden ist, kann nicht mehr heilig werden. Luzian und Voltaire haben den letzten Funken der Religiösität ausgetreten . . . und die Religion des heiligen Geistes hat nichts, das heilig oder geistreich wäre, sondern ist ein metaphysisches Gallimathias. Ihre Aposteln sind keine Mirakelmacher, und sie sind zu schwach um uns in dem schnellen Laufe aufzuhalten, mit dem die bürgerliche Gesellschaft sich ihrer Auflösung nähern muß, wenn man fortfährt uns klein zu mahlen, und man nicht besser als bis anhero die Kunst studiret, der Selbstliebe eine gemeinnützliche Tendenz zu geben; wenn man fortfährt die Handlung, das Treibhaus des düstersten Egoismus, zu begünstigen, die Jugend zu unnützen Künsten und Wissenschaften aufmuntert, und die Erziehung der Nation in Massa vernachlässiget.

§. 130. Ein Mann, der ohne Vorurtheile über diesen Gegenstand nachgedacht hatte, sprach mit einem Minister über die Mittel die Bruchstücke eines Reiches zu consolidiren; *Hic labor, hoc opus est*, sagte dieser; das ist der Stein der Weisen. Kennen sie ein Rezept dazu? Der Befragte antwortete ehrerbietig, daß wenn der Meister nicht Rath wisse, der Gesell noch weniger darüber sagen könne. Hätte er hoffen
könn-

können, daß seine Freymüthigkeit nutzen würde, so würde er gesagt haben: Fange damit an, daß du das Widerspiel von dem thuest, was du bis anhero thatest. Du willst uns sammkütten, und arbeitest mit der Keule unbarmherzig darauf los; du solltest ein gemeinschaftliches Interesse erschaffen, und du nimmst uns das wenige, das deine Vorfahrer übrig liessen. Was kann die Folge dieser unpolitischen Vereinzelung der Menschen seyn? Leset die Geschichte Roms. Die Armee wird die Repräsentantin der Nation werden, weil nur sie einen durch ihre Disciplin und ihren Esprit de corps zusammenhangender Körper ist. Sie wird sich anmassen die Imperatoren ab- und einzusetzen, die Krone an den Meistbiethenden zu verkaufen. Die durch die Unfälle ihrer Vorfahren geschröckten Regenten werden nicht den Muth haben die Disziplin handzuhaben. Die Armee wird ausarten und nicht mehr dem Feinde, sondern nur den Regenten und den Bürgern gefährlich seyn. Die gänzliche Auflösung der Nation ist dann unvermeidlich. Man richte die Augen nach Osten: was in Rom geschah, geschieht zu Constantinopel und in Petersburg. Eine Compagnie von Garden kann eine Staats-Revolution bewirken. Was in Osten geschehen ist, wird auch in Westen geschehen, wenn wir nicht durch Unglück gewitzigt die Kunst lernen, die Existenz des Staates nicht auf die Uebermacht des Regenten, sondern auf ein gemeinsames Interesse zu gründen.

§. 131. Die Staatskunst der Alten, ist von der Politik unserer Staatsmänner himmelweit unterschieden. Vormal's war sie die Kunst freye Wilde, herumziehende Horden an feste Wohnplätze zu binden und sie so eng an einander zu fesseln, daß ihre Verbindung Jahrtausenden und allen Unfällen, welche das Schicksal über eine Nation bringen kann, trotzen konnten. Die Alten wußten ein der Denkart der Individuen angemessenes, gemeinsames Interesse zu schöpfen, und ihren Staat so zu organisiren, daß immer der Eigennutz eine gemeinnützige Richtung bekam; dadurch wurde Vaterlandsliebe möglich, und diese war so groß, daß die Verbannung der Todesstrafe gleich geachtet wurde. In Rom konnte der Verbrecher durch freywilige Verbannung sich der Todesstrafe entziehen. In den Gesetzbüchern der Alten fand man keine Emigrationspatente. Einige ihrer Hauptmaximen waren das Verkehr mit angränzenden Nationen so viel als nur möglich zu hindern, alle Neuerungen in Sitten und Gesetzen zu verhüten, dem Luxus und der Habsucht Schranken zu setzen, die Nation so oft nur möglich zu Festen und Feierlichkeiten zu versammeln, und an gemeinsamen Berathschlagungen Antheil nehmen zu lassen.

§. 132. Die heutige Politik ist die Kunst, die Staaten zu desorganisiren; die Trümmer des gesellschaftlichen Bandes zu Fasern auszu-
 zupfen, und die ganze Massa zu selbstsüchtigen Atomen zu pulverisiren, damit man sie desto bequemer hin und herschaufeln könne.

Un-

Unseren Staatskünstlern ist alles, was gemeinsam ist, verhafst, und seitdem auch die Gemeingüter vertheilt sind, haben wir rein nichts mehr, was wir unser nennen können. Es scheint man bezwecke die Menschen immer mehr und mehr zu vereinzeln, und man fürchte sich vor ihrem gelegentlichen Zusammsintern, denn man hat alle Volksfeste abgestellt, und aus sehr unwichtigen Gründen alle Kirchweihen auf einen Tag gesetzt, so daß nunmehr benachbarte Dörfer einander eben so fremd bleiben, als lägen sie tausend Stunden weit auseinander. Man hat dadurch alle Freuden, allen Lebensgenuss von 10 Zwanzigsteln der ganzen Bevölkerung auf den Bierkrug reduzirt. Comedien und Bälle sind die Freudenfeste der gebildeteren Classen, und von solchen Belustigungen wird man nicht erwarten, daß sie patriotischen Sinn erwecken, und Vaterlandsliebe bewirken.

§. 133. Da wir für die Bildung und das Wohl des Landmannes rein nichts thun, so ist es eben nicht zu wundern, daß er die Stadtherrn nicht zärtlich liebe. Der Landmann sieht in ihnen Menschen, die sie wie Sklaven behandeln, immer Geld und Rekruten fodern, und wenn sie etwas geben gleich den Mönchen

Ovum dant nulli, nisi sit retributio pulli.

Da ihr ganzer Lebensgenuss auf blosse Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse beschränkt ist, so ist es nicht zu wundern, wenn sie kaum merklich vernünftiger sind als ihr Vieh. Aus solchen Materialien kann kein Staat gebildet werden,
und

und wenn die Bürger eines Staates auf diesen Punkt herabgebracht sind, so ist es schwer ihn zu regeneriren.

§. 134. In Städten, auf Universitäten wird schweres Geld darauf verwendet die Bürger zu Geschöpfen zu machen, die ein wohl organisirter Staat nicht brauchen kann. In Weichlichkeit erzogen, sind sie schlechte Soldaten, und dennoch werden nur sie Offiziere. Auf Universitäten lernen sie größtentheils metaphysischen Nonsense, brodlose unnütze Künste, die sie vergessen, wenn sie brauchbare Männer werden wollen. Auf so dürren Haiden wächst weder Vaterlandsliebe, noch Heldenmuth, wenn man sie auch noch so sorgfältig düngt.

§. 135. Da die Staatseinkünfte der wichtigste Gegenstand unserer neueren Politik ist, so begünstigt man die Fabriken, den Luxus und die Handlung. Es bedarf wohl keines Beweises das Fabrikenarbeiten den Menschen zur Maschine herabwürdigen, und das zwischen dem Ochse, der die Maschine treibt, und dem Menschen, der an dieselbe gekettet ist, in Beziehung auf die Moralität wenig Unterschied sey. In Fabriken verkrüppeln die Menschen an Leib und Seele; und sie sind also wohl keine Pflanzschule bürgerlicher Tugenden.

Die Handlung ist die Pest der Moralität; das es unter Kaufleuten und Geldspekulanten ehrliche Menschen gebe, kann nicht in Abrede gestellt werden, aber unbegreiflich ist es, wie dieses möglich ist, und wie in einem Kopfe der Tag und Nacht auf Wucher und Prozente sinnt,

liberale Gesinnungen Platz finden können; doch, da man das Corps nicht nach Ausnahmen beurtheilen darf, so kann man nicht umhin die Kaufmannsgilde als die verderblichste Bürger-Classe zu betrachten; Wehe dem Staate der wie England unter der Tyrannie der eisernen Elle seufzet; sein Fall ist unvermeidlich; denn sein Wohl ist in den Händen einer Gilde, die an seiner Existenz kein Interesse hat. Fällt das Gebäude, so ziehen sie aus, und schleppen ihren Mamon mit sich. Die Habsucht verrückt alle moralischen Verhältnisse. Sie schleppt Afrika nach Amerika um Zucker zu erzeugen; sie verfället Millionen von Indianern zum Hungertode, um einen Pfennig am Reis zu gewinnen. Die Maximen unserer Voreltern waren keine Vorurtheile. In China sind die Handelsleute die verachtete Classe der Nation.

§. 136. Am verderblichsten für den Staat ist der Luxus, dem unsere neueren Politiker so vortrefliche Lobreden halten. Sie scheinen zu vergessen, daß der Staat aus einzelnen Familien bestehe, deren jede durch den Luxus mehr oder weniger zu Grunde gerichtet wird. Wie kann die Heerde von dem fett werden, was jede einzelne Kuh schwindsichtig macht? In dem Maasse als der Luxus allgemeiner wird, nimmt die Gastfreyheit und Geselligkeit ab. Man ist beym größten Ueberflusse alles Nothwendigen arm, weil das Ueberflüssige Bedürfnis geworden ist. Bey ungeheuren Einkünften ist der Staat arm, und immer verschuldet, weil der Grundsatz angenommen wird, daß die Staats-
die-

diener um ehrwürdig zu seyn, mit einem ihrem Range angemessenen Glanze umgeben seyn müssen. In allen öffentlichen Anstalten geht immer das Nothwendige und Nützliche dem künstlich Unnützen nach. Immer und immer wird das Wohl des Staates den Vergnügungen einer überverfeinerten Kleinzahl aufgeopfert, die aus unnützen Consumenten, und aus den Handlangern ihrer Lüste, bestehet. Man zieht Tausenden die Hosen aus, um ein Staatskleid daraus zu machen. Der Prinz Pantagruel brauchte täglich, wie Rabelais erzählt, die Milch von 17000 Kühen zu seinem Frühstücke, und war doch nicht satt.

§. 137. Die Alten erkannten die Verderblichkeit des Luxus, auch findet man fast überall Prachtgesetze; Gesetze gegen das Anhäufen des Reichthums in wenigen Händen. So lang sie beobachtet wurden, blieben die Staaten blühend, die Bürger hatten Gemeinsinn und Vaterlandsliebe. Als die Reichen den Damm der Gesetze durchbrachen, eilte der Staat mit grossen Schritten seinem Verderben zu. Doch so lange noch wenigstens die Prachtgesetze befolgt wurden; war die Ungleichheit des Reichthums minder gefährlich; denn da dem Reichen verwehrt war sein Geld auf die Tändeleien des Luxus zu verwenden, so verwendete er seinen Ueberfluß auf gemeinnützige Anstalten. Erst dann sank der Staat schnell, als dieser Ueberfluß zu Befriedigung sinnlicher Genüsse, zu Beförderung sybaritischer Weichlichkeit vergeudet wurde. Dann wuchs von Tag zu Tage die Zahl der Sansculotten,

ten, die von jeher die Hefe des Staats war, deren Gährung ein schrecklicher Vorbothe der Anflösung ist. Frankreich hat schweres Lehr-geld bezahlt, um zur Erkenntniß der wichtigen Wahrheit zu kommen, daß einer der wichtigsten Grundsätze der Politik darin bestehe, dafür zu sorgen, daß jeder wenigstens ein Paar Hosen habe. Möge ihr neuer Gesetzgeber diese Wahrheit nicht vergessen.

§. 138. Zu Paris wünschte man dem Lord Temple Glück, daß es dem Grafen von Oxford gelungen sey die Einigkeit im Parlamente herzustellen, und die Opposition unter den Fuß zu bringen. Wie, rief Lord Temple, keine Opposition! Gott verdamme mich; wenn wir keine hätten, so müßte Lord Oxford eine kaufen; denn sonst wäre England verloren. Dieser Unsinn wird von einigen anglomanisirenden Schriftstellern als süblime politische Weisheit gepriesen, und von denselben als Grundsatz aufgestellt, nichts befördere mehr das gemeine Wohl als der Streit und die künstliche Bilanzirung dissidirender Interessen. Das ist mit anderen Worten: Nichts befördere die bürgerliche Eintracht so sehr, als die Zwitracht; Man müsse sorgfältig die Keime des Bürgerkrieges warten und pflegen, aber verhüten daß sie nicht ausbrechen. Mich wundert, daß nicht auch die englischen Aerzte behaupten, daß man um seine Gesundheit zu erhalten, sich mit Sauren und alkalischen Giften in balancirenden Dosen nähren müsse. Wenn die Opposition nur die Mittel ein gemeinsames Ziel zu erreichen beträffe,

so könnte man sie für unschädlich halten; allein sie ist der Kampf durch verschiedenes und entgegengesetztes Interesse getrennter Partheyen; deren eine, das *monyed interest*, die Parthey der Krämer und Wucherer, das andere (das *landed interest*) die Parthey der Gutsbesitzer nun unter den Fuß gebracht hat.

§. 139. In allen Ländern ist ein ewiger innerer Bürgerkrieg zwischen den Patriziern und den Plebeyern; weil die Gränzen zwischen beiden Klassen nicht bestimmt ausgesprochen sind, und weil der Uebergang aus der untern in die obere möglich ist. Auch in Indostan sehen wir das Volk in vier Klassen getheilt, allein da der Uebergang von der einen zur andern unmöglich ist, da die Gränzen einer jeden durch das Gesetz scharf gezogen sind; da jeder ihr Wirkungskreis vorgeschrieben ist, und keine in den Wirkungskreis der andern eingreifen kann, so sind sie als Bestandtheile einer Maschine anzusehen, deren Bewegungen sich wechselseitig nicht hindern, sondern befördern. In unsern Ländern schämt sich der Adel nicht zu krämmern und zu wuchern, und man kann durch Wuchern von der Börse bis zur ersten Stufe des Throns hinauf kriechen. Der vormals zum Kriege bestimmte Adel hat seine Bestimmung aufgegeben, und hat nun gar keine mehr; er ist somit ein *hors d'œuvre* in der Staats-Maschine, das nur durch die Gunst der Regenten existirt. Um diese Gunst wird er beneidet; und dieser Neid entflammte in Frankreich den Bürgerkrieg. Der Adel hielt sich im Fallen an den

Königsmantel, und zog mit sich den Monarchen in den Abgrund. Die alten Gesetzgeber nahmen den Grundsatz an: *regnum in se divisum desolabitur*; sie sahen ein getheiltes *Interesse* als den Saamen des Verderbens an, und hütteten sich eine *Opposition* zu kauffen.

§. 140. Man schreibt in Frankreich über die Wiederherstellung des Adels, und wähnt, daß die Einsetzung der Ehrenlegion, die Ertheilung von Titeln an Generale etc. etc. die Wiederherstellung des Adels bewirken werde. Man irrt. Der Adel kann nicht hergestellt werden, wenn er nicht von der ganzen Nation zu einer selbständigen Caste durch ein unabänderliches Staats-Gesetz ausgeschieden wird; und wenn ihm nicht dieses Gesetz bestimmte Berufs-Geschäfte ausschliessend zumißt. Die Einführung eines solchen Gesetzes erforderte die einstimmige Einwilligung der Nation, und diese Einwilligung kann nur durch göttliche Autorität bewirkt werden. Allein man wird schwerlich die Frankreicher bereden, daß die neuen Adelichen aus Bramas Herzen entsprungen seyen. Die Vorrechte des Adels wären also doch nur eine Begünstigung, die demselben eine bloß prekäre Existenz verschaffen, und ihm dagegen den unversöhnlichen Neid der ganzen übrigen Nation aufbürden würden. Durch eine solche Begünstigung würde der Regent den Saamen eines zweyten Bürgerkriegs ausstreuen, und dieser dürfte für den neuen Adel nicht glücklicher enden als der erste.

§. 141. Die alten Gesetzgeber hatten einen andern nicht minder wichtigen Grundsatz, von dem

dem wir ganz abgegangen sind, sie suchten alle Aenderungen in den Gesetzen zu verhüthen, und der Neuierungssucht unübersteigliche Schranken zu setzen. In dieser Absicht suchten sie die Nationen zu bereden, daß ihnen die Gesetze von den Göttern selbst gegeben worden seyen. Als Lykurg den spartanischen Staat organisiret hatte, so versammelte er das Volk, und nahm ihm den feierlichsten Eyd ab, daß es bis zu seiner Zurückkunft keine Aenderung in den Gesetzen, keine Neuierung gestatten würde. Darauf gieng er nach Indien, und kam nicht mehr zurück. Die alten Aegypter verwehrten allen Fremden den Eintritt in ihr Land, um fremde Sitten abzuhalten. Moses sonderte durch die Beschneidung sein Volk von allen angränzenden Nationen ab, und verboth die eheliche Verbindung mit denselben. Die Chineser und Japaner verbiethen allen Fremden sich in ihrem Lande zu etabliren, und beschränken auf alle nur mögliche Weise das Verkehr mit Fremden. Selbst die Kleidertracht bestimmten die Alten durch unabänderliche Gesetze. Auch erhalten sich in Asien die Sitten, die Gebräuche, die Gesetze seit Jahrtausenden. Bey uns ist es umgekehrt; wir sind alle zehn Jahre ein anderes Volk, das Moden, Sitten, Gesetze beynah wie Hemden wechselt. Man scheint zu fürchten, daß die Gesetze durch ihr Alter ehrwürdig werden dürfen, und macht darum alle vierzehn Tage neue. Jeder Regent bringt neue Regierungs-Grundsätze auf den Thron, jeder neue Minister reißt ein, was sein Vorfahrer bauete. Der eine begünstigt

die Handlung, der andere den Ackerbau, der eine will militärischen *Despotismus*, der andere will Freyheit. Nur in einem treffen alle zusammen; Alle wollen Geld. Sie berechnen alle die Vortrefflichkeit der politischen Systeme nach ihrer Einträglichkeit. Der Mensch soll veredelt werden, weil er dann feinere Wolle giebt. Ein Regent der seine Nation mit Gewalt aufklären wollte, erklärte die Klöster für Pflanzschulen des dümmsten Aberglaubens, hob sie auf, und zog ihre Güter ein. Allein die Franziskaner und Kapuziner, die keine Güter haben, und blos vom Aberglauben leben, liefs er bestehen, aus kluger Wirthschaftlichkeit. Auch die Wahlfahrten blieben, weil sie Geld eintrugen. Sein Nachfolger begünstigte den Aberglauben, weil sich die frommen Schaafte gutwilliger scheeren lassen, und nicht ausschlagen, wenn man sie beym Scheeren zwicket. Gerechtigkeit proklamiert ein dritter ist die einzige wahre Politik, ... *Subintellige* gegen die Weissen, aber nicht in Beziehung auf die Schwarzen; dann 150 Millionen an jährlichen Verkehr ist eine Masse; welche die Waage der Gerechtigkeit ganz aus dem Gleichgewichte bringt.

§. 142. Die Regierung, schreyen unsere Schulweisen, muß mit dem Geiste des Zeitalters fortschreiten. Die Gesetze müssen sich nach demselben richten. Die Nationen haben die Kinderschuhe ausgetreten. Sie können nicht mehr nach veralteten Vorurtheilen und Maximen regiert werden. Der Mann kann nicht mehr die Kleider tragen, die ihm in der Kindheit

heit

heit paßten. Dieses Geschwätz beweiset weiter nichts, als daß unsere Weisen auch nicht die Elemente der Gesetzgebungs - Kunst verstehen, sonst würden sie einsehen, daß kein Staat bestehen könne, wenn die Gesetze von der Willkühre und den Launen der Menschen abhängen. Die Menschen müssen sich nach den Gesetzen, und nicht die Gesetze nach den Menschen richten. Die Gesetze sind keine Kleider; sondern Marksteine der Moralität, die nur dann etwas taugen, wenn sie unwandelbar sind, und von Niemanden verrückt werden können. Sie sind verächtliche Feldsteine, wenn sie nach Belieben versetzt werden dürfen. Fordern Zeit und Umstände, daß sie versetzt oder erneuert werden, so muß diese Versetzung mit solcher Bedachtlichkeit und solcher Feierlichkeit geschehen, daß Jedermann erkenne, wie nöthig und wohlüberdacht die Neuerung ist, damit selbst bey einer nothwendigen Neuerung die Ehrerbiethung für die übrigen Gesetze bestätigt werde. Wir haben alle diese alten Marksteine niedergerissen, und setzen statt derselben Federbälle, die der Wind der Leidenschaften täglich verrückt. Im Grunde haben wir gar keine Gesetze mehr, sondern Reglements, und zwar in solcher Menge, daß gewiß kein Mensch im Stande ist sie alle zu behalten, und zweckmäßig anzuwenden: Selbst unsere sogenannten Gesetzbücher sind ein Gewebe von Widersprüchen, und unzweckmäßigen Verfügungen, die offenbar darthun, daß sie keine nach einem wohldurchdachten Plane ausgearbeiteten Producte gesetzgebender Weisheit,

heit, sondern eine unvollständige *unverdaute* *Compilation* auf Gerathewohl zusammen getragener Excerpten seyen denen unrichtige Begriffe eines unnatürlichen Naturrechts zur Basis dienen; auch vergeht kein Jahr, wo nicht dem *Codex* ein Foliohand von Interpretationen, Supplementen und Modifikationen nachgesendet wird.

§. 143. Die Gesetze der Alten waren kurz, und deutlich; jeder kannte sie auswendig, und somit war jeder Bürger fähig das Richteramt zu verwalten. Daher das Gericht der Geschwornen (*Jury*) eine sehr vernünftige Einrichtung war. Allein heut zu Tage spottet ein solches Gericht des gesunden Menschen-Verstandes; dann ist es nicht eine *Derision*, daß Menschen, durch das Loos unter unwissenden gewählte Menschen, über Leben und Tod, die Ehre, die Freyheit, Vermögen ihrer Mitbürger richten sollen, ungeachtet sie die Gesetze nicht kennen, nach denen sie sprechen sollen?

§. 144. Alles wahr, sagt man; die kompendiösen Gesetzbücher der Alten hatten allerdings Vorzüge vor unseren Folianten; doch sie passen nur auf kleine Staaten, die keine Handlung und wenig Verkehr haben. Aber grosse Nationen — Wie groß muß eine Nation seyn um eine grosse Nation zu seyn? Aus wie vielen Familien muß sie bestehen? Man nenne was immer für eine Summe, so kann man nach der Regel, mittels welcher man den Pferde-Schweif kahl macht, beweisen: daß keine Nation groß oder klein seye, und 100001 Familien nach eben den Gesetzen als 100000 Familien regiert werden können

nen. Es ist gerade das Widerspiel wahr. Bey kleinen Staaten kann sich die Regierung leichter ins *Detail* einlassen. Grosse Staaten hingegen müssen nach äusserst einfachen Grundmaximen und Gesetzen regieret werden, dann sonst kann der Gang der Geschäfte nicht übersehen, und geleitet werden. Der Fehler liegt darinn, daß sich die Regierungen in tausend Geschäfte einmischen, bey denen sie nichts zu thun haben. Was verpflichtet sie die Verträge der Privaten, von denen sie nur dann etwas erfahren, wenn sie klagbar werden, zu sankzioniren, und zu garantiren? Was hindert sie zu verfügen, daß immer Zug für Zug gehandelt werden soll, und die Erfüllung aller Verträge dem Gewissen, und der Redlichkeit, der Contrahirenden anheimgestellt bleibe. — Ach! höre ich ruffen, dann liegt die Handlung darnieder, und alles Verkehr höret auf. — Was! unsere Bauern werden kein Vieh, kein Korn auf den Markt bringen, wenn man sie baar bezahlt? Unsere Krämer werden zu Grunde gehen, wenn sie ihre Waaren gegen baar Geld umsetzen, und nicht mehr durch unbesonnene Schuldenmacher betrogen werden? Unsere Handwerksleute werden nicht mehr arbeiten, wenn sie nicht mehr Jahre lang auf die Bezahlung ihrer *Conti* warten dürfen? Halten uns unsere Politiker für Narren, wenn sie uns solche Albernheiten aufheften wollen?

§. 145. Wohl! aber der auswärtige Handel! kann der ohne Wechsel, Wechsel - Ordnung, Wechsel - Gericht bestehen? — Ich frage, den wievielten Theil des ganzen Handlungs-Verkehrs
die

die auswärtige Handlung betrage. Der innere Verkehr von Frankreich beträgt wenigsten 6000 Millionen. Die auswärtige Handlung kann nach einem Ueberschlage, bey denen die Zollregister Frankreichs zum Grunde liegen, keine 400 Millionen betragen; also ist sie ein nicht beträchtlicher Theil des Ganzen. Nun frage ich weiters: Würde dieser Theil des Verkehrs ganz aufhören, wenn nicht auf Kredit, sondern Zug für Zug, Waare gegen Waare umgesetzt würde? Es wäre albern zu behaupten, daß unsere Nachbarn uns ihre Waaren blos darum nicht zuführen würden, weil wir sie baar bezahlen, noch sie gegen die unsrigen vertauschen würden, wenn sie dieselben auch wohlfeiler bekämen. Endlich frage ich, würde der Kredit unter Kaufleuten darum aufhören, weil ihn der Staat nicht garantirt? Welche Schulden werden richtiger und pünktlicher bezahlt als die Spielschulden, die man nicht einklagen kann? Mit wie vieler Redlichkeit wird nicht der Schleichhandel mit Silber-Barren und anderen *Contrabande*-Waaren in Cadix getrieben? Darüber werden keine Wechsel ausgestellt, keine vorlegbaren Bücher geführt; und Millionen werden auf diese Weise verkehrt: Man hat äußerst seltene Beyspiele eines Betrugs.

Da beym Verkehre zwischen Menschen Biederkeit, und Redlichkeit gemeinnützliche Tugenden seyn würden, so würde der uns fremd gewordene deutsche Bidersinn wieder erwachen. Die durch unzählige unter dem Schutze der Gesetze gespielten Betrügereyen scheu und mis-
trauisch

trauisch gewordene Menschen würden sich einander wieder nähern. Menschenliebe und Geselligkeit würden wieder in allen Herzen in dem Maasse wieder aufkeimen; als selbstständiger Menschen - Werth wechselseitiges Zutrauen, Wohlwollen, und ungeheuchelte Achtung erzeugen würde.

§. 146. Möglich! aber wer verbürgt den Erfolg? Wer berechnet die Folgen eines Systems, das so offenbar der allgemeinen Denkesart widerspricht? Wer kann anrathen den beträchtlichen gewissen Gewinn der äusseren Handlung um ungewisse Vortheile willen zu wagen, die blos moralisch sind, und sich nicht zu Prozenten anschlagen lassen? — Dieser Einwurf mag in Reichen, wie England, Frankreich, Holland etc., wo die äussere Handlung beträchtlich ist, einigen Eindruck machen. Aber Reiche, die beynah keine haben, deren Krämer blosse Kommissionäre der Ausländer sind, werden wohl nicht die wichtigen Vortheile einer Reforme einem so winzigen Interesse aufopfern. Die im Solde der Krämer und Wucherer stehenden politischen Skribler mühen sich uns zu bereden, daß das Schachern die wichtigste Angelegenheit des Staates sey, und hieng es von ihnen ab, so würden sie alle Kabinete in Krämer-Gilden verwandeln. Allein Regenten und Minister, denen die überverfeinerten Speculationen der Politik gesunden Menschen-Verstand gelassen hat, müssen einsehen, daß es Thorheit sey, das Wohl des Staates dem unbeträchtlichen Gewinne einiger Krämer aufzuopfern. Genau
be-

berechnen lassen sich die Vortheile der vorgeschlagenen Reforme nicht; aber wer die Augen nicht geflissentlich schlüfst, muß erkennen, daß sie sehr groß seyn müssen. Man überrechne die Kosten der vielen Tausende von Prozessen, die der Staat ersparen würde, wenn unsere Gesetze vereinfacht würden, die vielen Richter, die unsere verwickelten Verbindlichkeiten auseinander setzen müssen, und überflüssig würden, wenn das schiedesrichterliche Urtheil einiger Nachbarn hinreichte um alle Händel zu schlichten. Und wie viele Millionen ist nicht die moralische Besserung der Bürger auch in finanzieller Rücksicht werth? Würde nicht jede zweckmäßige Staats-Operation beschleuniget, erleichtert, vervollkommet werden, wenn man zur Moralität der Staatsbeamten ein volles Zutrauen haben dürfte? Die Veredlung der Menschheit, ihre moralische Besserung ist gewiß die einträglichste Finanz-Speculation, die ein Minister machen könnte. — Vorausgesetzt, daß der Minister selbst ein Paar reine Hände unter einem heiteren Kopfe habe.

§. 147. Nichts ist gemeiner als die Klage, daß es in der Welt mit jedem Tage schlimmer werde. Die jungen Leute antworten auf diese Klage der Aeltern, sie rühre daher, daß sie alt werden: Allein diese Klagen mögen durch die üble Laune des Alters bitter werden, ungerecht sind sie nicht. Wir sind endlich dahin gekommen, erkennen zu müssen, daß unsere Jugend ohne Kraft, unser Alter ohne Weisheit sey. Es war eine Grund-Maxime der Staatsklugheit der
alten

alten Gesetzgeber das Alter zu ehren. Allein, wenn unsere Regenten diese alten Gesetze einführen wollten, so würden sie sich lächerlich machen, denn nichts ist weniger ehrwürdig als unser Alter. Woher dieses Uebel? Von unserer Regierungs Form. Da der Staat eine so äusserst complicirte Maschine ist, da man täglich an derselben ändert, dieselbe neu organisirt, so ist die auf Erfahrung gegründete Klugheit des Alters ein *hors d'oeuvre*. Man will junge Beamte, die sich in jedes neue System schnell einstudiren können; rasche durchgreifende Menschen, welche die Geschäfte im Galoppe führen. Dieses kann der erfahrene alte Staatsdiener nicht. Unsere Beamte werden also in dem Alter quiescirt, wo sie in Sparta und Rom erst auf eine Rathsherrn-Stelle Anspruch machen konnten. Ein Quiescent ist eine Null in unserer Staats-Verfassung, und diese Annihilation kränkt die Eigenliebe. Um diesem Unglücke auszuweichen, verhellet der bejahrte Mann sein Alter, spielt den jungen Geken, mischt sich in die Spiele der Jugend, und will lieber lächerlich werden, als verachtet seyn. Nun ist nichts gewisseres, als dafs eine Regierung von der das erfahrungsvolle, durch frühe Unmäßigkeit nicht geschwächte Alter als unbrauchbar verworfen wird, nichts tauge. Wäre Nopoleon auch in der Gesetzgebungs-Kunst eben so grofs als an der Spitze seiner Heere, und realisirte er das Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung, so würde die Jugend schnell sein Werk zerstören, wenn er nicht die Kunst verstehet das Alter

ehr-

ehrwürdig und seine Erfahrungs - Weisheit brauchbar zu machen.

§. 148. Doch dieses ist nicht der einzige Fall, wo unsere Weisheit verkehrte Welt spielt, und den gesunden Menschen - Verstand auf den Kopf stellt. Dieses Werk würde ein dicker Foliant, wenn wir sie alle anführen wollten. Vermög einer sehr unglücklichen Verkehrtheit in unserem moralischen Augenmaasse ehren, befördern, belohnen wir das Unnütze, Ueberflüssige, Entbehrliche; kargen, unterdrücken, verachten das Nothwendige und Nützliche. Unsere Staatskörper haben einen frisirten und parfümirten Kopf, schmutzige unbeschuhte Füße, einen gestickten Wamms, und zerissene Hosen. Um die Nation aufzuklären und zu bilden, haben wir Universitäten, Akademien, National - Institute, die schweres Geld kosten; dagegen lassen wir die 99 übrigen Theile der Nation ohne Bildung wie Vieh aufwachsen, und die Dorfschulmeister Hungers sterben. Wir bezahlen eine *Ariette* besser als die bester Staatschrift, einen Castraten besser als einen Minister. Die *Opera* in Paris kostet soviel als das gesetzgebende *Corps*.

§. 149. Unsere gesetzgebende Weisheit erlaubt, daß die Männer die Weiber von allen sitzenden Gewerben ausschließen. Die Römer würden uns für Abderiten halten, wenn sie sähen, daß unsere Männer weben, spinnen, sticken, nähen; daß vierschrötige Bingel mit ihren rauhen Tazen, Bänder, Gaze, Spitzen etc. ausmessen, und dem Krämer *Detail* besorgen. Auch sogar aus der Küche, von der Toilette un-

unserer Schönen haben unsere Männer die Weiber verdrängt; dagegen sehen wir die Weiber unter Tragung und Schleppung schwere Lasten verkrüppeln, schwerer Feldarbeiten verrichten, bey Gebäuden taglöhnen etc. etc. Diese unzweckmässige Anwendung der Staatskräfte ist von so offener Ungereimtheit, daß man sich nicht erklären kann, wie kluge und aufgeklärte Regenten sie bestehen lassen können. Betrachteten sie ein Reich als ihren Mayerhof, so müsten sie einsehen, daß ein Bauer, der sein Weißzeug durch seine Knechte spinen und weben, durch seine Mägde hingegen seine Felder bestellen liesse, ein Narr wäre, denn man einen Kurator setzen müste; allein wir sind an diese schreyende Unordnung so gewöhnt, daß sie uns nicht auffällt, und durch Herkommen und Municipal-Statuten gleichsam zum Gesetze erhoben worden ist. Die Folgen sind in manchen Ländern auffallend. Das durch harte Arbeit erschöpfte Weib wird die Mutter einer häßlichen Generation. Der durch weibische Arbeit weichlich gewordene Jüngling wird ein elender Soldat; die Weiber, die durch unermüdete Arbeitsamkeit kaum Brod zur Noth verdienen können, werden zu den niedrigsten Preisen feil. Unsittlichkeit, und die sie begleitende Pest verbreiten sich schnell unter alle Klassen; die frühe Blüthe der Jugend verwelkt von ihrem verderblichen Hauche; die unglücklichen Opfer unserer Ungerechtigkeit verfaulen in Zuchthause oder in Spitale. Ihr erbärmlicher Verdienst wird ihnen wohl Niemand entreissen oder benei-

neiden? . . . Gefehlt! Heere von Schandbuben schlugen sich mit ihnen in den Strassen von Paris, um den Lohn feiler Wollust. Wird diese verderbliche Unordnung fürdauernd bestehen? Wird das neue Gesetzbuch Napoleons sie sanktioniren? Wird er nicht seinen jungen Helden die Weberschüze, die Nadel, die Spindel, den Ellenstock aus den Händen reißen? Wird auch in diesem für das Wohl der Nation so wichtigen Gegenstande erst untersucht werden müssen, ob nicht etwa die Unordnung oder Ungerechtigkeit einträglicher sey, als die Gerechtigkeit? Ach! die Tuchfabriken, die Handlung.... Ganz recht! Ich kann nur die Bürger eines Staates bedauern, dessen Regierungs - Maximen auf Unvernunft und Ungerechtigkeit gegründet sind, und wo die so vielen Familien verderblichen Spielhäuser nicht blos toleriert, sondern authorisiert werden müssen, weil man die ungeheuern Kosten eines Opernhauses aufbringen muß. Wie viele Wehen vergiftet man nicht, wenn man schöne Capriölen machen sieht?

§. 150. Wer das Vorhergehende mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich überzeugt haben, daß die ersten Regierungsformen auf Aberglauben gegründete Theokratien waren; daß die anfangs wohlthätige und nachhin tyrannisirende Priester-Herrschaft auf gar mancherley Weisen ein Ende nahm, ohne daß dadurch der Staat aufgelöset wurde; weil die Gewohnheit beysammen zu leben, die Stelle des Bandes vertrat, das durch Mißbrauch abgenutzt war; daß weise Männer von diesem Bande die Trümmer

mer zusammen faßten, und sie in die neue Verfassung verwebten, die sie dem Staate gaben. Da Selbstliebe der Grundtrieb aller menschlichen Handlungen ist, so bestund die Staatsklugheit der Gesetzgeber: 1) darin daß sie der Selbstliebe eine gemeinnützliche Tendenz gaben, 2) daß sie die ganze Kraft der Gemeinde gegen den verderblichen Eigennutz der Einzelnen zu richten wußten. Die Gesetzgeber hatten es nicht mit wilden herumziehenden Horden zu thun, die sie erst an fixe Wohnplätze und gesellschaftliches Leben gewöhnen musten. Sie hatten die Bruchstücke einer schon bestandenen Staats-Maschine wieder zusammen zu setzen, und zweckmäßig zu organisiren. Hiedurch entstehen neue Verhältnisse und in dieser Rücksicht ist die Zweckmässigkeit die Gerechtigkeit. Die Rechte des Staates sind also nicht auf die eingebildeten Rechte eines Chimärischen Naturrechts, auf ein *pactum Sociale*, sondern auf das gemeinschaftliche Interesse aller Glieder des Staates gegründet.

§. 151. Diese Betrachtungen werden uns freylich auf Folgerungen führen, die von den in unseren Lehrbüchern des Staatsrecht angenommenen Grundsätzen um vieles abweichen, Wir werden das Privat-Eigenthum nicht mehr als ein im freyen Zustande der Natur erworbenes, der Gesellschaft zugebrachtes, und von ihr garantirtes Gut betrachten, sondern dasselbe für aus dem Gemeingute ausgeschiedene, und den Mitgliedern zur Benutzung zugemessene Thei-

Theile desselben erkennen; Wir werden einsehen, daß die Wahrheit dieses uns so neu und paradox scheinenden Satzes von den ältesten Nationen eingesehen und erkannt wurde. In Rom konnte in den ersten Zeiten der Republik ein *bonum Quiritarium* nur vermög eines Gesetzes veräußert werden. Nach Englands alten Gesetzen ist der König der einzige Grundeigenthümer des ganzen Landes.

§. 152. Eben so werden wir erkennen, daß das Strafrecht der Regenten kein auf ihn übertragenes Recht, das da einzelne Menschen im Stande der Natur gehabt haben, sey. Es ist dasselbe ein gesellschaftliches Recht, dessen Rechtmässigkeit auf die Zweckmässigkeit gegründet ist. Es ist die durch die Gesetze, und den Zweck des Staats modifizierte und bestimmte Nothwehr gegen innere Feinde. Da nun weder Vernunft noch Menschlichkeit erlaubten den fliehenden Feind zu verfolgen und zu tödten; so werden wir einsehen, warum man in den alten Staaten durch freywillige Verbannung dem Tode entgehen könnte. und warum die Verbannung der Todesstrafe gleich geachtet wurde.

§. 153. Wir werden von der bürgerlichen Freyheit richtigere Begriffe festsetzen, und sie nicht mehr darinn bestehen lassen, daß jeder thun möge, was ihm beliebt, wohl aber darinn, daß sich jeder freywillig zu den Handlungen bestimme, welche dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft entsprechen. Bestünde die Freyheit in einer vollkommenen Indifferenz der Handlungen, so wären weder Gott, noch der

tugendhafte Mann freye Wesen; und der Sklave des Despoten wäre freyer als der Republikaner. Wenn ein Tonkünstler mit seiner Flöte eine Stimme begleitet; so muß er nach bestimmten Regeln seine Finger setzen, und seine Töne moduliren, damit eine vollkommene Harmonie entstehe. Erreicht er seinen Zweck, so loben wir ihn als einen guten Tonkünstler, und rechnen es ihm zu Verdienst. Diese Zurechnung wäre aber Unsinn, wenn er kein frey handelndes Wesen wäre, sondern gleich einer Drähorgel die Töne von sich gäbe. Worinn besteht aber sein Verdienst? Offenbar darinn, daß er freywillig und absichtlich seine Handlungen den Gesetzen gemäß bestimmt.

§. 154. Wir werden durch diese Betrachtungen veranlaßt werden, ganz andere als die allgemeinen cursirenden Grundsätze der Toleranz festzusetzen. Wir werden untersuchen, ob ein Staat ohne bestimmter Religionsform bestehen könne; welche Folgen der Versuch die Menschen durch Einführung einer neuen auf Mysticismus und unverständliche Dogmen gegründete Religion zu elektrisiren, nach sich ziehen müßte. Solche und andere Fragen dieser Art werden wir im zweyten Theile dieses Werkes jede für sich behandeln, und die Resultate unserer Untersuchung dem Urtheile vorurtheils freyer Selbstdenker unterwerfen. Der Leser hat also nur Bruchstücke eines Staatsrechts und kein System desselben zu erwarten. Diese wichtige Wissenschaft, in der Moses und die ältesten Gesetzgeber Meister waren, ist bey uns noch in
der

der Kindheit. Wer daran zweifeln wollte, müßte die Geschichte der französischen Revolution vergessen haben. Da sah man die Versammlung der weisesten Männer einer grossen Nation vergeblich ihrem ganzen Scharfsinne aufbiethen, um sich auch nur eine erträgliche Constitution auf einige Jahre zu geben, und damit enden, daß sie ihr Unvermögen erkannten und unumschränkte Macht in die Hände eines Jünglings legten, der die Kunst Menschen zu regieren nicht auf hohen Schulen, sondern in den Lagern erlernt hatte.



Spaun, Franz Anton von, 1753-1826

Ueber die moralischen Verhältnisse des Menschen

Bd.: 1

München 1811

Ph.pr. 1220-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042128-7